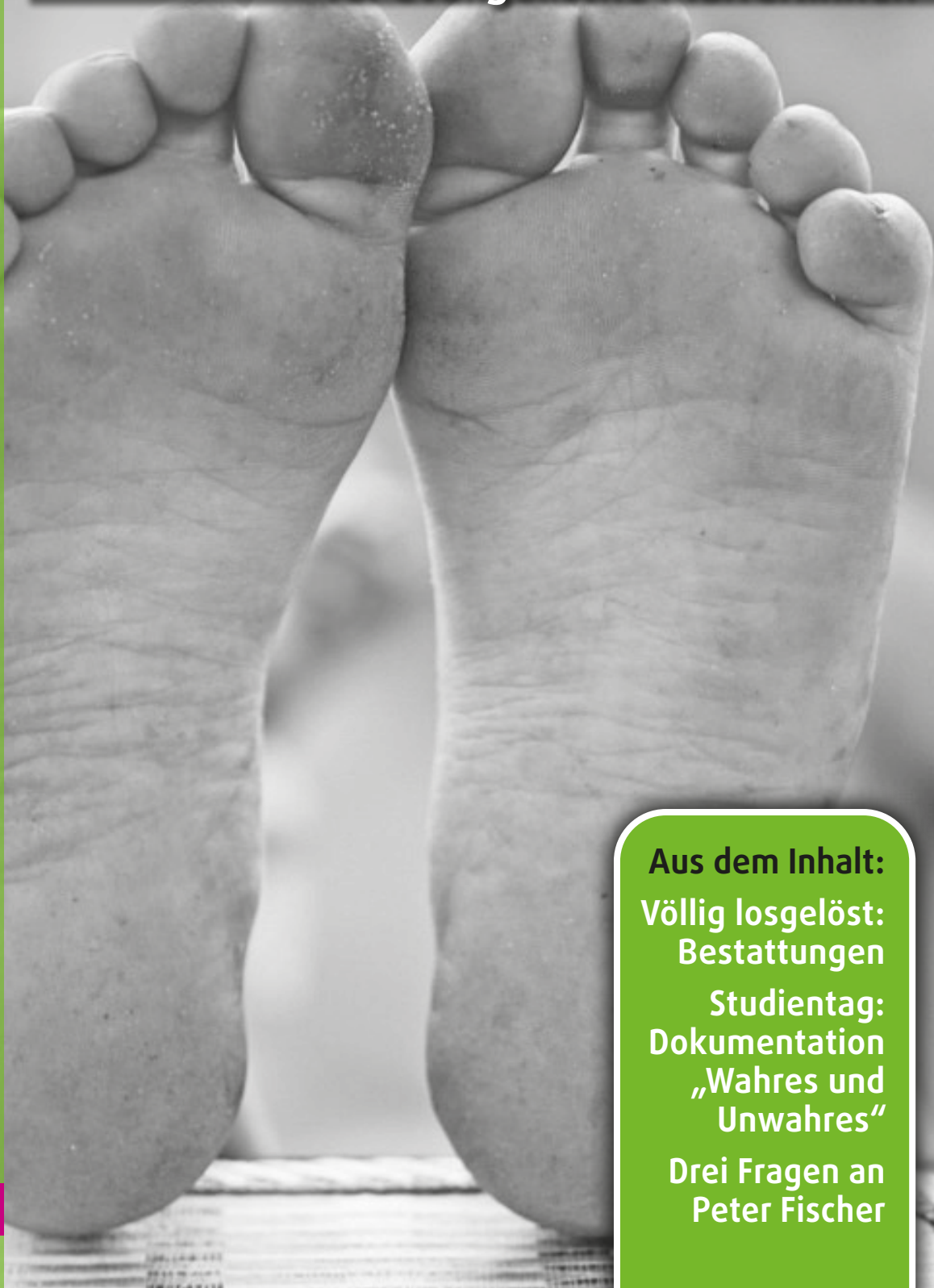


**66.
Jahrgang
5/2026**

**Hessisches
Pfarrblatt**

Das Magazin

für evangelische Pfarrer:innen



Aus dem Inhalt:

**Völlig losgelöst:
Bestattungen**

**Studientag:
Dokumentation
„Wahres und
Unwahres“**

**Drei Fragen an
Peter Fischer**

D 1268 F

Inhalts- verzeichnis

Editorial

Wolfgang H. Weinrich 3

Zum Cover

Achim Ritz 4

Schwerpunkt

Völlig losgelöst

Eva-Maria Loggen 5

Leben ohne Social Media

Johannes Böttner 10

Wahres und Unwahres und eine strahlende Sophie von der Tann

Dr. Dieter Schneberger/Joachim Storch 13

Pressemeldung Studientag 20

Da geht doch was – Erlebniskirche Bad-Sooden-Allendorf

Hubertus Spill 22

Die Geschichte hinter dem Lied: Bewahre uns Gott

Eugen Eckert 24

Werte schaffen Verbindung

Dierk Glitzenhirn 26

Drei Fragen an

Peter Fischer 28

Aus der Redaktion

Schattenseite 30

Lichtblick 31

Literaturempfehlung

Katrin Eigendorf:

Erzählen was ist

Andrea Seeger 32

Aus der Redaktion

Zuschriften 34

Zur Diskussion

Wider die Selbstverzweigung der Kirche

Dr. Ernst Fellechner 37

Rezensionen

Klaus-Dieter Neander:

Mediation im palliativen Kontext

Christian Wiener 40

Wolfgang Gern:

Um Menschenwürde und Gerechtigkeit willen

Ulrike Schmidt-Hesse 40

Pfarrvereine

Gesamtausschusssitzung EKKW 41

Persönliche Nachrichten 42

Nachruf Grigat 43

Impressum 43

Gude!

Zuletzt haben uns Zuschriften erreicht, die es in sich hatten. Dazu kamen Telefonate, Gespräche, Begegnungen. Immer wieder dieselbe Rückmeldung: Gut, dass *Das Magazin* den Mund aufmacht. Gut, dass hier Tacheles geredet wird. Das ist ermutigend. Und es ist zugleich ein Armutszeugnis.

Denn offenbar braucht es inzwischen Mut, offensichtliche Fehlentwicklungen auszusprechen. Offenbar ist es bemerkenswert, wenn jemand nicht mit dem Strom schwimmt, Fragen stellt, Widersprüche benennt und sich weigert, jede Transformation reflexhaft als Fortschritt zu verkaufen.

Die Beiträge dieses Magazins tun genau das. Sie widersprechen. Sie bohren nach. Sie machen sich nicht beliebt um jeden Preis. Und sie führen damit eine Debatte weiter, die längst überfällig ist.

Doch uns erreichen auch andere Rückmeldungen und Fragen: Wo bleiben die jüngeren Kolleg:innen? Wo sind ihre Beiträge zu den Entwicklungen? Wo bleibt ihr Widerspruch? Manche (so hören wir überwiegend telefonisch) hätten sich in die Büsche geschlagen. Andere haben ihre Nische gefunden. Wieder andere wollen unter keinen Umständen ihren Namen in einem solchen Zusammenhang lesen. Man kann das verstehen. Man kann Angst vor Konsequenzen haben. Man kann Karriere machen wollen. Man kann sich einreden, dass man mit klugem Taktieren irgendwie durchkommt.

Nur eines sollte man sich nicht einreden: Dass Schweigen neutral sei. Wer sich wegduckt, überlässt die Debatte denen, die lauter sind. Wer schweigt, überlässt anderen das Feld. Denn es geht hier nicht um irgendeinen akademischen Richtungsstreit. Es geht um die Zukunft dieser Gesellschaft. Und es geht um die Zukunft der Kirche. „Wir müssen versuchen, die Menschen in ihrer ganzen Emotionalität stärker zu erreichen.“ Ein Satz des derzeitigen Bundeskanzlers. Klingt nach einem Satz aus einem Strategiepapier. Man könnte diesen Satz nahezu unverändert über kirchliche Transformationsprozesse schreiben:

Wir müssen versuchen, die Menschen mitzunehmen. Wir müssen versuchen, sie zu erreichen. Wir müssen versuchen, sie emotional anzusprechen. Wir müssen versuchen, präsent zu sein. Wir müssen versuchen, neue Formen zu finden. Versuchen. Versuchen. Versuchen.

Währenddessen sind andere längst dabei, es zu tun. Ein Blick auf die AfD genügt, um zu verstehen, warum sie erfolgreich ist. Sie hat verstanden, was viele Institutionen offenbar verlernt haben: Menschen wollen das Gefühl haben, dass jemand da ist. Die AfD ist nicht nur auf Bildschirmen präsent. Sie geht in Räume, in denen andere längst nicht mehr auftauchen. Sie organisiert Veranstaltungen. Sie nutzt Dorffeste. Sie grillt Wurst. Sie zeigt Präsenz, gerade dort, wo staatliche, gesellschaftliche, auch kirchliche Strukturen ausgedünnt sind. Sie sagt: Wir sind da. Wir hören euch. Wir kümmern uns. Nur eben in ihrem Sinn.

Die AfD schürt Ressentiments, bedient Vorurteile, verstärkt Ängste, verschärft Aggressionen und macht aus Frustration politische Energie. Das ist gefährlich. Hier muss Kirche hinschauen.

Denn während die einen Arbeitsgruppen bilden, sind die anderen längst vor Ort. Während hier über Beteiligung geredet wird, finden andere die Menschen. In den kommenden Monaten und Jahren werden wir erleben, wie sich politische Mehrheiten und gesellschaftliche Verhältnisse im Land verändern. Nicht mehr im Verborgenen. Nicht mehr als Randphänomen. Sondern sichtbar, konkret und zunehmend bestimmend. Das „Nie wieder“ ist längst zum „Schon wieder“ geworden.

Wenn die Wahrheit auf der Strecke bleibt, lautete das Thema des Studientages in Frankfurt. Was aber, wenn sie gar beerdigt wird, ja was dann? Lassen wir es nicht so weit kommen, meint Ihr

Wolfgang H. Weinrich
Chefredakteur



Wolfgang H. Weinrich
Publizist
Darmstadt



Achim Ritz

Journalist
Neu-Isenburg

Nackte Füße gehen nicht spurlos an mir vorüber

Das Titelbild der nackten Füße zeigt die Sohlen von unten gesehen, kein Mensch, kein Gesicht, keine Kleidung – nur nackte Haut, Falten, vielleicht ein wenig Staub oder Straßenschmutz an den Zehen, ein Foto von reduzierter Schlichtheit, das – so wie die Füße im Sand – Spuren hinterlässt und viele Gedanken in Gang bringt. Rechts, links – ich schwanke zwischen den Gefühlen. Habe ich mit dem ungewohnten Blick auf die nackten Füße die Intimsphäre verletzt? Doch andererseits schaue ich gern hin, bin begeistert von dem Foto der Füße. Ich stehe auf das Bild. Nackte Füße gehen nicht spurlos an mir vorüber.

Nackte Füße sind ehrlich und haben auch mit viel Hornhaut keine Fassade. Sie stehen für Authentizität. Wer barfuß gehen gut findet, ist sich seiner Verletzlichkeit bewusst und signalisiert, dass er bodenständig ist. Barfuß laufen ist gesund und ganz natürlich, doch wer es heute barfuß liebt – in Bus und Bahn, beim Einkaufen, im Job (außer Reisbauern, Bademeister oder Winzerin beim Traubenstampfen) gilt als verhaltensauffällig, als schräg, als seltsamer Öko. Wir sind kultiviert, ziehen Schuhe an und verstecken, was für Fußfetischisten anziehend ist.

Nackte Füße – noch dazu von unten, das ist fundamental. Wie kann ich meine eigene Haut unter den Füßen betrachten? Einfach mal Füße hochlegen – vor dem Spiegel. Als Kinder haben wir das Spielchen gemacht, wer es schafft, mit dem dicken Zeh an die eigene Nasenspitze zu kommen. Auch wenn mir alle sagen, ich soll flexibel bleiben, klappt das bei mir heute mit über 60 Jahren nur noch bis zur Hüfte.

Nackte Füße – die Reduktion macht das Motiv stark, polarisierend und extrem. Das Foto ist Ausdruck von Verletzlichkeit und von Standfestigkeit zugleich. Füße tragen durch Freude und Krisen, durch Zweifel und Zuversicht. Die Füße stecken nicht in Socken oder Schuhen, aber das Bild steckt voller Metaphern, die sich auch im evangelischen Glauben wiederfinden: Getragen von Gott, unterwegs mit Hoffnung, verwurzelt in der Wirklichkeit und offen für den nächsten Schritt. Nackte Füße besitzen in der christlichen Symbolik seit Jahrtausenden eine besondere Bedeutung. In der Bibel stehen Füße für den Lebensweg, für Orientierung, Freiheit und Vertrauen. Sie tragen Lasten und überwinden Hindernisse.

Bereits im Alten Testament begegnet uns das Motiv des Barfußseins. Als Mose dem brennenden Dornbusch begegnet, spricht Gott zu ihm: „Zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Der bloße Fuß steht vor allem für Demut. In den Psalmen wird aus der Nacktheit Freiheit. „Du stellst meine Füße auf weiten Raum“, heißt es im Psalm 31,9 – ein Satz, der 2001 zur Losung des Deutschen Evangelischen Kirchentags in Frankfurt avancierte. Auch für Jesus hatten nackte Füße eine zentrale Bedeutung. Am Vorabend seines Todes wäscht er seinen Jüngern die Füße – eine sinnliche Erinnerung daran, dass Glaube sich im Dienst am Nächsten und nicht in Erhabenheit zeigt.

Per pedes apostolorum – warum nicht einfach mal wieder zu Fuß gehen? Wie die Apostel oder am besten barfuß so wie die Franziskaner. Das kann kribbeln und pieksen, trainiert aber die Körperwahrnehmung und Koordination. Für die Fußsohlen ist das einfach reizend.

Völlig losgelöst

Über die neue Fremdheit der kirchlichen Bestattungskultur

„Wissen Sie, unsere Mutter war keine Kirchgängerin. Sie war schon irgendwie gläubig, aber eben keine Kirchgängerin“, heißt es stetig wiederkehrend, und das meint: „...und wir sind es auch nicht“.

Die Frage nach einem biblischen Wort, das der verstorbenen Person vielleicht wichtig gewesen sein könnte, nach einem Tauf- oder Konfirmationsspruch löst regelmäßig Kopfschütteln aus. Bibelvers? „Wir haben nie in der Bibel gelesen“. Konfirmationsspruch? Nicht bekannt. Ähnlich sieht es mit dem Liedgut aus, das bereits im Vorfeld mit dem Bestattungsinstitut ausgesucht wird. Gern gewählt wird „Die letzte Rose“ von Lydia Li oder: „Amoi segn mer uns wieder“ von Andreas Gabalier. Auch Elvis Presley rührt an alte Sehnsüchte. An kirchlichen Liedern wird bei einigen noch „Von guten Mächten“ von Dietrich Bonhoeffer gewünscht, inzwischen weitaus seltener „So nimm denn meine Hände“ von Julie Hausmann. Aber: „Nein, singen können wir es nicht.“ In letzter Zeit erklingt auch „Mögen Engel dich begleiten“, immerhin mit einem religiös orientierten Text, der der neuen Spiritualität zu entsprechen scheint.

Symptomatisch für die veränderten Bedürfnisse und für mich höchst irritierend war die Liedauswahl von Elvis Presleys „Wooden heart“ (Muss i denn, muss i denn...), eingespielt nach der geistlichen Ansprache; und am verblüffendsten der dringende Wunsch der Angehörigen nach dem Lied: „In der Weihnachtsbäckerei“ mit sämtlichen Strophen – Oma hatte gern gebacken und genascht.

Wie kann ich die Bedürfnisse der anwesenden „Trauergemeinde“ angemessen aufgreifen, und mir selbst dabei treu bleiben? Manchmal würde ich gerne sagen: „Bitte beauftragen Sie doch eine nicht-kirchliche Trauerrednerin, das passt besser!“ Tatsächlich fällt mir als Pfarrerin manchmal zunächst nichts Hilfreiches mehr ein, aber ich komme der Herausforderung nach und mache das Beste daraus. Denn schließlich gilt: Da der oder die Verstorbene der (überwiegend) älteren Generation Mitglied in der Kirche war, hat er oder sie einen Anspruch auf die Versorgung mit einem würdigen, religiösen Ritual. Ich kann das Menschliche ansprechen, mit Empathie aufgreifen, Tragik und Verlust in Worte fassen, den Lebensweg würdigen.

Aber dann, wenn es biblisch-theologisch wird, das eigentlich Christliche zur Sprache kommen will, ist einiges an Geschick für den Brückenschlag gefragt. Was also ist „das Beste“ für die Menschen, die ich begleite?

In der Begegnung mit Trauernden müssen sich Pfarrerinnen und Pfarrer heute auseinandersetzen mit Unwägbarkeiten, die es in dieser Ausprägung vor wenigen Jahrzehnten nicht gegeben hat. Ich nehme diese Veränderungen seit meinem Dienstbeginn im Jahr 1991 deutlich wahr. Verstärkt erlebe ich die direkten Auswirkungen des Traditionsabbruchs, der Individualisierung, der Entfremdung vom kirchlichen Liedgut, von biblischen Texten und deren Auslegung in Trauerfeiern seit meinem Wiedereinstieg in das Gemeindepfarramt im Jahr 2017, nach einer längeren Zeit als Schulpfarrerin und Schulseelsorgerin.



Eva-Maria Loggen
Pfarrerin
Dekanat Darmstadt



» Christlicher Erfindungsgeist zielte vor allem auf Rituale ab, die von der Hoffnung auf ein Jenseits sprechen und die Auferstehung vorausdeuten. «

Sir Thomas Browne, *Hydriotaphia – Urnenbestattung*, 1658

Der zentrale Kern des Christentums, die Auferstehung Jesu, scheint kaum noch vermittelbar. Wie weit können, wollen wir den Angehörigen entgegenkommen, wie viel Anpassung ist dazu nötig? Wie können wir theologisch eine neue Sprache sprechen, die die Menschen erreicht?

Es ist kaum möglich, die Botschaft des Evangeliums unverpackt zu predigen. Kommt die Schriftlesung rüber? Kennt die Trauergemeinde noch das Vaterunser, kann sie es frei sprechen oder sollte ich es vielleicht besser ausgedrückt mitbringen?

Einige Male stand ich am Grab und betete als Einzige allein diese uralten, vertrauten Worte. In den Gesprächen zur Vorbereitung der kirchlichen Trauerfeiern höre ich fast immer Sätze wie die eingangs zitierten. Erschwerend kommt hinzu, dass nicht nur die Kirchen, sondern auch die meisten Trauerhallen zu groß geworden sind. Oft nähme man besser nur eine Beisetzung am Grab vor.

In diesem heißen Sommer erwies sich jedoch zusätzlich der schwarze Talar als echte Last.

Wie authentisch, wie hilfreich, wie passend kann die kirchliche Bestattungsliturgie noch sein, die sich die Pfarrpersonen während der praktischen Ausbildung zum Pfarramt erworben und angeeignet haben?

Können wir das kirchliche Bestattungsritual, insbesondere die Texte und die Liturgie, anpassen, umschreiben, kreativ verändern, um die Menschen im post-christlichen Zeitalter besser zu erreichen? Wie können wir feststellen: Das kommt an, ist stimmig und hilfreich?

Durch Erfahrungen in verschiedenen Kirchengemeinden meines Dekanats bewegen mich diese Fragen intensiver als je zuvor. So entstand im Frühjahr 2026 die Idee, mich zu einem Bestattungshaus auf den Weg zu machen, dem ich aufgrund von persönlichen Erfahrungsberichten und Zeitungsartikeln das Attribut „Bestattungsunternehmen mit zeitgemäßem Profil“ zuschreiben würde.

„Sterbenleben“ hat seinen Sitz in Darmstadt-Eberstadt, mitten in einem kleinen Einkaufszentrum, das sich derzeit im Umbruch befindet. Einige Läden wurden aufgegeben und stehen leer; Leerräume, die überlegen lassen, was hier alles möglich wäre. Mittendrin hat das Institut „Sterbenleben“ seinen Sitz. Es bietet ein beeindruckendes, vielseitiges Angebot, auch für Menschen, die auf der Suche nach Alternativen zu kirchlichen Trauerfeiern sind.

„Kirche nah bei den Menschen“, „Mitgliederorientierung“, „Gemeinwohl- und Sozialraumbezug“ – diese thematischen Zielsetzungen, die sich die ekhn2030 auf ihre Fahnen geschrieben hat, habe ich im Kopf, als ich mich zum Bestattungsinstitut begeben.

Schon beim ersten Betreten nehme ich einen angenehmen Duft nach Holz wahr, die hellen Räume lassen viel Licht herein – all das passt gut zu der Freundlichkeit und Offenheit, mit der ich empfangen werde und die auch die Atmosphäre des Gesprächs bestimmen. Der Geschäftsführer und seine Mitarbeiterinnen sind gerne bereit, einige der Fragen zu besprechen, die mir nicht

zuletzt auf der neu geschaffenen Pfarrstelle des Dekanats zur Unterstützung der Nachbarschaftsräume am Herzen liegen. Mich interessiert vor allem ihre professionelle Perspektive, ihre Wahrnehmung der kirchlichen Bestattungen, wie sie derzeit von meinen Kolleg:innen und mir gestaltet werden.

Vom eigenen Verständnis her sind wir Pfarrpersonen An der Seite bei den Angehörigen, aber näher dran, von Anfang an, sind inzwischen wohl die Bestatter. Sie werden als erste kontaktiert, sie begleiten den Prozess von der Abholung der Verstorbenen zuhause bis hin zur Beisetzung. Auch darin zeigt sich eine Veränderung, jedenfalls in den städtischen Gemeinden: Nur in Ausnahmefällen wird die Pfarrerin, der Pfarrer noch zur Aussegnung ins Sterbehaus gerufen.

Wir sind uns einig: Anhand aktueller Statistiken lässt sich erkennen, dass – trotz der demographisch bedingten Zunahme der Gruppe älterer Menschen und trotz der Übersterblichkeit während der sommerlichen Hitzeperioden – der Bedarf an kirchlich begleiteten Bestattungen in den letzten Jahren verhältnismäßig stark zurückgegangen ist und vermutlich noch weiter zurückgehen wird.

Der Geschäftsführer von „Sterbenleben“ berichtet, dass etwa 80–90 Prozent aller Bestattungen, die durch das Institut begleitet werden, nicht kirchlich orientiert sind. Ob das an der Zielgruppe des Instituts liege, frage ich? Ja, das spiele eine Rolle, doch der Eindruck könne auch mit Blick auf die allgemeine, gesellschaftliche Entwicklung bestätigt werden.

„Sterbenleben“ vertritt Werte, die auch ich teile. Auf der Homepage ist das so formuliert: „wertschätzend, unterstützend, warmherzig, respektvoll und einfühlsam begleiten wir Menschen unterschiedlicher Religionen, Weltanschauungen und Lebensformen.“

Die Gründerin, Sabine Eller, nennt sich Seelenhebamme und Fährfrau, der Geschäftsführer Tom Schröpfer Sterbegefährte. Das Haus bietet professionell vielfältige Trauerbegleitung an und lädt zu Tagesveranstaltungen ein, wie z.B. die kreative Gestaltung von Seelenbrettern, Memento-Tage, auch Filme werden gezeigt, um Menschen auf dem Weg des Abschiednehmens bestmöglich zu unterstützen. Auch Trauerbegleitung für Kinder wird angeboten.

Mich interessierte im Gespräch ebenso, welchen veränderten Bedarf die Bestatterinnen und Bestatter in Blick auf die veränderte Trauerkultur feststellen konnten? Auch die Frage, wie wir aus Sicht der Bestatter als Kirche durch unseren Dienst am Menschen darauf angemessen reagieren können. Interessant waren deshalb vor allem die Anregungen der Bestatterin Simone Eisenlohr, die katholische Theologie studiert hat. Sie schlägt vor, mehr Gestik und Mimik einzusetzen, Starres durch Bewegung aufzubrechen, Symbole zu nutzen, Rituale einzubauen, Gemeinschaft der Trauernden herstellen. Im Detail Neues zu wagen; weg von dem starren Ritual des vom Pult-her-Vortragenden hin zu begleitendem, gemeinschaftlichem Trauern.



Foto: pixabay.com

» *Ich kann mich nur freuen über jede Trauerfeier, bei denen die biblischen Bezüge und religiösen Lieder ihren guten Platz haben. Jene Trauerfeiern, die wir noch als religiöse Bestattung gestalten dürfen.* «

Inhaltlich sind damit manche Fragen nicht beantwortet. Theologisch finde ich mich bei Bonhoeffers viel zitiertem Wort wieder: „Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen; die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein. Auch diejenigen, die sich ehrlich als „religiös“ bezeichnen, praktizieren das in keiner Weise; sie meinen vermutlich mit „religiös“ etwas ganz anderes.“ Wir sind wohl mittendrin in dieser von Bonhoeffer prognostizierten Zeit.

Wenn wir die Sprache als Brücke ansehen zwischen der kirchlichen Tradition und den Haltungen und Lebenseinstellungen der Menschen unserer Zeit, empfinde ich angesichts der modernen „Übergänge“ des Lebens schmerzhaft die Sprachfremdheit der Theologie. An den Rändern der Existenz, am Abschied von den Verstorbenen und der Trauer der Hinterbliebenen, wird spürbar, dass wir ein authentisches Sprechen brauchen für das, was uns und unseren Lieben geschieht und worauf wir hoffen, womit wir leben können. Die Hoffnung auf die Auferstehung ist, so möchte ich behaupten, eine „verdiesseitigte“, sie wurde zur Hoffnung auf ewiger Liebe in den Herzen der Menschen und hat sich losgelöst von jeder transzendenten Vorstellung.

Zum Althergebrachten können wir nicht zurückkehren. Es ganz aufzugeben, die biblischen Texte, die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi von den Toten, Christus als Vermittler zwischen Himmel und Erde – hieße, sich davon zu verabschieden.

Noch haben sich Avatare, die mittels KI von der verstorbenen Person erstellt werden können, damit die Hinterbliebenen mit ihren geliebten Menschen über den Bildschirm sprechen können, so als lebte er noch, nicht durchsetzen können. Doch wer weiß, was noch auf uns zukommt. Eine meiner Gesprächspartnerinnen sieht das übrigens als gute Möglichkeit an.

Ich kann mich nur freuen über jede Trauerfeier, bei der die biblischen Bezüge und religiösen Lieder (die es auch als neues Liedgut gibt) ihren guten Platz haben. Jene Trauerfeiern, die wir noch als religiöse Bestattung gestalten dürfen.

Rein rechnerisch sind die Zahlen ernüchternd: von 42 Bestattungen in elf Monaten, die ich im letzten Jahr gestaltet habe, waren nur sieben mit erkennbar religiös orientierten Angehörigen vorbereitet. Diese Entwicklung ist neu. Sie ist – neben anderen Faktoren – auf den Einfluss der

» *Zum Althergebrachten können wir nicht zurückkehren. Es ganz aufzugeben, die biblischen Texte, die Botschaft von der Auferstehung Jesu Christi von den Toten, Christus als Vermittler zwischen Himmel und Erde – hieße, sich davon zu verabschieden.* «

Zum Thema



*Zwei Bänke am Feldrand
laden zum Verweilen ein.
Gut, hier über das nachzudenken,
was war, was ist, was wird.
Ein QR-Code führt zu Trostgeschichten.
Von Kindern geschrieben und eingelesen.*

Am Rand des Feldes neu ins Leben finden.



digitalen Medien zurückzuführen, der nicht nur die kulturelle Landschaft, sondern auch unsere kirchliche Lage unvergleichbar verändert hat.

Die Menschen haben sich weit entfernt von traditionellen kirchlichen Ritualen, wie am Beispiel der Bestattungen deutlich wird. Und doch: sie dürfen nicht fehlen, es wäre ein Verlust für unsere Trauerkultur. Darin sind wir – die Bestatter und ich – uns einig. Über die Gründe der beschriebenen Entwicklung ist vieles in den letzten Jahren geschrieben worden und es gilt sie weiter zu erforschen, und sich auf den Weg zu machen, Neues zu entwickeln.

Wie löse ich selbst das Problem, das ich im Artikel angesprochen habe? Es bleibt eine Gratwanderung, mit der neuen Fremdheit müssen wir leben, umgehen lernen. Mein persönlicher Ansatz ist, herauszutreten aus dem Formelhafte und in den Dialog mit den betroffenen Menschen zu kommen und zu bleiben. Ich nehme poetische Texte und Symbole in die Liturgie auf; ich stehe nicht starr am Pult, sondern bin selbst bewegt und nehme Anteil. Die Botschaft von der Auferstehung von Jesus Christus bleibt mein Ausgangspunkt, Fundament und Ziel.

Für mich ist dies der Dienst an den Menschen, sowohl an den Hinterbliebenen als auch an den verstorbenen Personen. Mir scheint, es ist an der Zeit, das Christliche miteinander neu zu formulieren, im Dialog mit betroffenen Menschen, an den Übergängen, an den Rändern des Lebens und auf der Suche nach authentischer, christlicher Gemeinschaft.



portal.hospiz-hvvo.de/
nextcloud/s/
zaKrJwbxYgemZsz



Johannes Böttner
Pfarrer
Niederstein, Wichdorf

Leben ohne Social Media

Lange gehörte Social Media zu meinem täglichen Ritual. Nachrichten lesen, neue Beiträge veröffentlichen, Informationen aus der Gemeinde in die Welt setzen. Seit Aschermittwoch aber mache ich eine Social-Media-Pause. In den vergangenen Jahren habe ich das immer wieder getan: Sieben Wochen Abstand von den Kanälen wie Facebook und Instagram, um zu beobachten, was das mit mir macht. Doch dieses Jahr bin ich bei der Social-Media-Pause geblieben.

Was ich derzeit nicht vermisse, ist das aufgeheizte Kommentieren bei allen gesellschaftlichen Reizthemen oder den Sexismus, der mir ungefragt in den Feed gespült wird. Ich fühle mich auch entlastet, weil ich nicht mehr jeden Mist lesen muss und nebenbei auch das ständige Vergleichen weggefallen ist. Sonst habe ich täglich Menschen gesehen, die scheinbar glücklicher, schöner und erfolgreicher sind, die gerade an tolleren Orten zu sein scheinen oder überhaupt alles besser machen. Das ist wie ein immerwährendes Klassentreffen – kurz: anstrengend!

Lange war ich ein glühender Verfechter kirchlicher Präsenz in den sozialen Netzwerken. Ich war überzeugt, dass wir dort an der Kommunikation des Evangeliums teilnehmen müssen, dass wir dem Hass die Liebe Gottes entgegensetzen und von den großen und kleinen Erfolgen unserer Kirchengemeinden erzählen sollten. „Wer im Internet nicht zu finden ist, den gibt es nicht“, hat Hanno Terbuyken einmal gesagt. Das war lange auch mein Mantra.

Ich habe mich in fast allen Netzwerken ausprobiert. Mit Studi-VZ und Facebook bin ich erwachsen geworden; Mark Zuckerberg ist mein Jahrgang. Twitter, YouTube, TikTok und weitere Plattformen probierte ich später. Mit der Zeit habe ich die meisten wieder verlassen. Zuerst TikTok, weil mich die endlose Folge kurzer Videos furchtbar nervte. Später Twitter, als Elon Musk die Plattform übernahm und sie in X umbenannte.

Zunehmend kamen Fragen in mir auf: Kann es sein, dass es den sozialen Medien vorrangig darum geht, uns möglichst lange festzuhalten und möglichst viel Werbung zu verkaufen? Und haben die sozialen Netzwerke irgendwann aufgehört sozial zu sein? Nicht ohne Grund versuchen ganze Staaten die Nutzung durch Kinder und Jugendliche einzuschränken wegen des enormen Suchtpotentials. Und politisch sind die Netzwerke auch nicht neutral. Im letzten Jahr haben die mächtigen Tech-Bros den Kniefall vor Donald Trump gemacht und schon gezeigt, dass sie kein gesteigertes Interesse an Demokratie, Wahrheit oder freiem Wettbewerb haben.

Ein vollkommener Rückzug wäre gerechtfertigt. Doch was bedeutet der Verzicht langfristig für die Gemeinde? Kann ich es mir als Pfarrer leisten, in den Netzwerken nicht mehr präsent zu sein? Konzentriere ich mich dadurch stärker auf das Wesentliche – oder verliere ich einen wichtigen Teil meiner Kommunikation?

» ***Doch was bedeutet der Verzicht langfristig für die Gemeinde?
Kann ich es mir leisten, in den Netzwerken nicht mehr präsent zu
sein? Konzentriere ich mich dadurch stärker auf das Wesentliche –
oder verliere ich einen wichtigen Teil meiner Kommunikation?*** «

Ich bin in den 20 Jahren mit Facebook definitiv kein großer Influencer geworden. Manchmal habe ich erstaunt auf diejenigen geschaut, die mit ihren Posts tausende Followerinnen und Follower erreicht haben – wie etwa Pfarrerin Theresa Brückner mit „Theresa liebt“ oder das Pfarrehepaar Radtke mit „Anders Amen“, mit denen ich in Berlin studiert habe. Doch hat ihre Reichweite sie glücklich gemacht? Haben die Social-Media-Pfarrpersonen zur Verbreitung des Evangeliums beigetragen, oder mussten sie vielmehr das Spiel um Aufmerksamkeit und Trends mitspielen? Waren die eigens für sie geschaffenen Stellen auf Dauer ein Segen oder sind nicht manche ganz froh, die Phase hinter sich gelassen zu haben (wie „Anders Amen“, die im Sommer

2026 aufgehört haben oder der württembergische Pfarrer Nicolai Opifanti „pfarrerausplastik“)? Von der einstigen EKD-Influencerin Jana Highholder ganz zu schweigen, von der ich derzeit nur noch Äußerungen wahrnehme, die mir politisch und theologisch völlig fremd sind.

Bei aller Skepsis: Auch in meiner Digitalpraxis gab es Erfolge. Über Social Media erreichten mich Tauf-, Trau- und Seelsorgeanfragen. Bei Stellenausschreibungen schrieben fast alle Bewerberinnen: „Wie ich auf Instagram gelesen habe ...“ Die Botschaften in den Netzwerken haben Menschen erreicht und Bilder von einer aktiven Kirche in der Region in die Welt getragen, zu Menschen, die ich auf anderen Wegen vielleicht nicht erreicht hätte.



Foto: pixabay.com

» *Vielleicht muss Kirche nicht überall und ständig präsent sein.
Sie sollte aber dort sein, wo wirkliche Begegnung möglich ist.* «

Zurzeit probiere ich aus, was ohne Social Media geschieht. Ich habe meine Konten bei Facebook und Instagram nicht gelöscht, aber ich habe die Apps von meinen mobilen Geräten entfernt und mich seitdem nur hin und wieder über den Browser angemeldet. Digital bin ich damit momentan nahezu unsichtbar – abgesehen vom WhatsApp-Status und der Homepage, dem klassischen Instrument der Öffentlichkeitsarbeit.

Vielleicht ist weniger tatsächlich mehr: mehr Konzentration auf das, was langfristig trägt und zur Arbeitszufriedenheit beiträgt. Das endlose Scrollen durch Feeds und Nachrichten gehört jedenfalls nicht dazu. Für viele ist die absolute Enthaltung sicher kein Weg, weil sie Angst haben Innovationen, Trends und Veränderungen zu verpassen. Vielleicht mag es eine Lösung sein

ein Zeitbudget einzurichten oder die Apps auf ausgewählten Geräten zu installieren, die klar mit Arbeit verbunden sind. Damit gewinne ich Zeit: für ein gutes Buch, das mir hilft, meine Arbeit zu reflektieren oder meine Predigt zu verbessern. Ich gewinne Zeit für Gespräche, Telefonate oder einfach für Ruhe, einen Gedanken zu Ende denken zu können, wenn nichts aufblinkt und mich aus der Konzentration wirft. Sicher braucht es die Trennung zwischen Dienstlichem und Privatem auch im Digitalen, der Gedanke einer Vorder- und einer Hinterbühne.

Noch ist mein Social-Media-Verzicht ein Experiment. Aber bisher vermisste ich wenig und gewinne viel. Vielleicht muss Kirche nicht überall und ständig präsent sein. Sie sollte aber dort sein, wo wirkliche Begegnung möglich ist.



Wahres und Unwahres und eine strahlende Sophie von der Tann

Spannende Expertengespräche, ein nachdenkliches und diskutierfreudiges Publikum sowie eine strahlende Katharina-Zell-Preisträgerin - der vom Pfarrerinnen- und Pfarrerverein und vom Landesverband Evangelische Frauen in Hessen und Nassau organisierte Studientag über Wahres und Unwahres am 7. September in der Frankfurter „Jugend-Kultur-Kirche Sankt Peter“ trifft voll den Nerv der Zeit.

Viele Menschen fühlen sich durch die Omnipräsens Sozialer Medien, durch Falschinformationen, manipulierte Bilder und Texte, hybride Attacken und Künstliche Intelligenz (KI) verunsichert. Ihr Vertrauen in Medien wird erschüttert, sie vermeiden den Umgang damit und ziehen sich zurück ins stille Kämmerlein, „zum Tee und zur Lektüre des Ikea-Katalogs“, wie es die Philosophin, Theologin und Medienethikerin Claudia Paganini formuliert.

Allerdings macht die Innsbruckerin auch deutlich, wie revolutionär die KI ist, im Guten wie im Schlechten. So erkenne sie statistische Zusammenhänge in großen Datenmengen, was etwa die Aufdeckung von Straftaten erleichtere. Außerdem spiele sie in der medizinischen Diagnostik eine wichtige Rolle. Paganini verweist aber auch auf die negativen Seiten der neuen Technologie. Etwa, dass nur wenige große Tech-Konzerne sich das Training der KI leisten können, der Energieverbrauch immens und die Nutzung global sowie zwischen Generationen sehr ungleich verteilt ist.

Paganinis Fazit lässt viele Gäste in der überhitzten Kulturkirche frösteln: Ziel der KI sei es nämlich, das menschliche Denken zu ersetzen, und wer die Technologie kontrolliere, der bestimme, „welche Wahrheiten sichtbar werden und plausibel erscheinen bzw. langfristig unter Umständen auch, was wahr ist.“

Wahr und unbestreitbar ist an diesem Montagmorgen der Erdrutschsieg der AfD bei der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt. Von Magdeburg aus ist der Redakteur der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (FAZ), Reinhard Bingener, zugeschaltet. Er ist sichtlich betroffen von den Ereignissen im Land der Reformation. Viele AfD-Aktivistinnen und Content-Producer hätten bei den Wahlveranstaltungen in Wittenberg, Halle oder Naumburg permanent für TikTok, Instagram und YouTube gestreamt und ihre Sicht der Dinge verbreitet. „Wir befinden uns mitten in einem medialen und technologischen Umbruch“, sagt Bingener. Die digitale Revolution erfolge in rasender Geschwindigkeit und verändere die Gesellschaft stärker als die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Metalllettern im 15. Jahrhundert.



Dr. Dieter Schneberger
Journalist
Marburg



Joachim Storch
Fotograf
Bad Homburg





Auch die Arbeit der traditionellen Medien bleibe davon nicht unberührt, etwa das Prinzip, in einem Artikel immer alle Beteiligten zu Wort kommen zu lassen. Resignation sei allerdings keine Option, betont der FAZ-Journalist. „Die traditionellen Medien müssen den Wandel mitgestalten.“

Betroffen von den Ereignissen in Sachsen-Anhalt zeigt sich auch die kurhessische Bischöfin Beate Hofmann. „Heute, am Tag nach der Landtagswahl, sehen wir in erschreckender Weise, wie Ängste und Frustrationen eine Wahl so überlagern, dass eine Diskussion über die Tatsachen und Argumente kaum mehr möglich ist oder war. In diesem Wahlkampf ging es um Emotionen, nicht um Argumente.“

In Sachsen-Anhalt, aber auch in anderen Wahlkämpfen habe sich gezeigt, dass sich das Land in einer „wachsenden Wahrheitskrise“ und in einer Vertrauenskrise befinde, analysiert Hofmann. Fakten hätten weniger Einfluss als provokante Aussagen, die Empörung wecken und Angst schüren sollten. Wissenschaft, Medien, Justiz und Politik werde nicht mehr zugetraut, über wahre und angemessene Argumente zu entscheiden.

Die Bischöfin eröffnet in Frankfurt zwei theologische Perspektiven auf das Thema. Im Alten Testament bedeute Wahrheit „eine immer neu erfahrene Zuverlässigkeit, also Beständigkeit, Treue, haltgebende Wirklichkeit“. Und in den johanneischen Schriften bezeichne Wahrheit „die in Jesus zugänglich gewordene Wirklichkeit Gottes, die für den Menschen ‚Freiheit‘ (Joh 8,31-32), ‚Licht‘ (3,21) und ‚Leben‘ (14,6) bedeutet“.

Als Konsequenz daraus regt Hofmann an, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer über die Lebensperspektive, die Gott eröffne und die als wahrhaftig und vertrauenswürdig erlebt werde, sprechen und predigen sollten. Die Kirche sollte ferner Räume zur Verfügung stellen, in denen vertrauensvolle Gemeinschaft erfahren werden kann, sowie „Verständigungsorte über die Streitfragen unserer Zeit“ etablieren. Vor allem die kirchliche Bildungsarbeit und der Religionsunterricht böten die Chance, eine dialogische Haltung einzuüben.





Der Satiriker Florian Schroeder spricht schließlich aus, was Experten und Publikum sicher die ganze Zeit denken. „Die Lüge ist für Populisten wie Donald Trump und Ulrich Siegmund nichts anderes als ihr fucking job“. Deren Strategie gehe auf, weil sie an das Gefühl appellierten. „Siegmond verkauft ein Gefühl.“ Demokratische Parteien hingegen könnten nicht so handeln, sie müssten harte Fakten liefern.

Mit der Verleihung des Katharina-Zell-Preises an die Journalistin Sophie von der Tann durch die Vorsitzende des Landesverbandes Evangelische Frauen, Ursula Schmidt, endet der Studientag heiter und hoffnungsvoll. Diese Ehrung ist der eigentliche Höhepunkt des Tages. Denn die 35-jährige Preisträgerin steht für einen faktenbasierten Journalismus, der fair und empathisch ist, Quellen offenlegt und alle Beteiligten zu Wort kommen lässt. „Wir brauchen mehr Frauen im Journalismus mit Ihrer Expertise“, sagt Laudatorin Gesine Cukrowski.

Sie werde weiter zeigen, was passiere und was ihre Gegenüber bewege, verspricht von der Tann bei der Entgegennahme des Preises und strahlt dabei über das ganze Gesicht. Die Besucherinnen und Besucher, darunter ihre Eltern, applaudieren langanhaltend. Die zum Teil maßlose Kritik, sie habe während ihrer Zeit als ARD-Korrespondentin in Israel und Palästina von 2021 bis Ende Juli dieses Jahres nicht ausgewogen berichtet, tritt völlig in den Hintergrund. Auch die angekündigte Demonstration gegen die Preisvergabe verläuft im Sande.

Begonnen hatte der Studientag mit dem Titel „Wenn die Wahrheit auf der Strecke bleibt...“ mit der thematischen Einführung der Vorsitzenden des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins, Mirjam Raupp, sowie der geschäftsführenden Pfarrerin des Landesverbandes der Evangelischen Frauen, Anja Schwier-Weinrich. Grußbotschaften per Video übermittelt hatten Serap Güler, Staatsministerin im Auswärtigen Amt, und der Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt, Mike Josef (SPD).





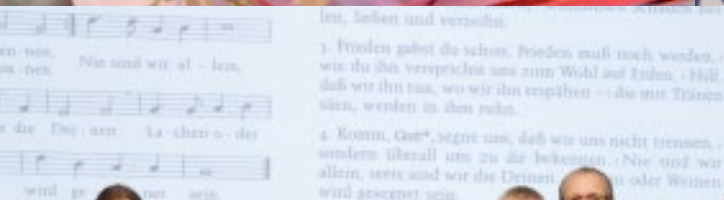
Wenn die Wahrheit
auf der Strecke bleibt...

Studientag über Wahres und Wahres









Journalistin Sophie von der Tann mit Katharina-Zell-Preis ausgezeichnet

Der Landesverband Evangelische Frauen in Hessen und Nassau hat am Montag, 7. September in Frankfurt am Main die Journalistin Sophie von der Tann mit dem Katharina-Zell-Preis 2026 ausgezeichnet. Mit dem Preis würdige der Landesverband das couragierte journalistische Engagement der 35-jährigen Hessin, insbesondere ihre „kenntnisreiche, differenzierte und mutige“ Berichterstattung über den Krieg in Israel und Gaza sowie die Entwicklungen im Nahen Osten, erklärte die geschäftsführende Pfarrerin Anja Schwier-Weinrich.

Ursula Schmidt, die Vorsitzende des Landesverbandes, überreichte den Preis in Form eines silbernen Flugblatts mit dem eingravierten Imperativ „Rede, schweige nicht!“. Sophie von der Tann plädierte in ihrer Dankesrede für einen faktenbasierten, transparenten Journalismus, der stets das zeigen müsse, was das Gegenüber bewege. Sie widmete ihren Preis der Aktivistin Ronny Wallach aus Israel, der kriegsversehrten Dalia al-Fakhoury aus dem Gazastreifen sowie der evangelischen Jerusalemer Pfarrerin Ines Fischer.

Der Preis erinnert an die elsässische Reformatorin Katharina Zell (um 1497-1562). Trotz mehrfachen Schweigegebots setzte sie sich für ihre Überzeugungen ein, verfasste theologische Schriften, führte öffentliche Auseinandersetzungen und engagierte sich für Geflüchtete.

Der Preis wird seit 2016 an Frauen verliehen, die couragiert für ihre Überzeugungen und für ein gutes Leben für alle eintreten. Zu den bisherigen Preisträgerinnen gehören unter anderen VdK-Präsidentin Verena Bentele, Moderatorin und Schauspielerin Sonya Kraus sowie die Ärztin Kristina Hänel.

Die Preisträgerin stammt aus Tann in der Rhön. Sie berichtete von August 2021 bis Ende Juli 2026 aus Israel und den palästinensischen Gebieten. Für ihre Berichterstattung wurden ihr mehrere Preise verliehen, unter anderem 2025 der Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis, was eine kontroverse Debatte auslöste. Auch die Zuerkennung des Katharina-Zell-Preises sorgte für Kritik.

Darauf ging die Berliner Schauspielerin und Aktivistin Gesine Cukrowski in ihrer Laudatio ein. „Gerade in einer der unübersichtlichsten, eingeschränktsten und aufgeladensten Krisenregionen der Welt, deren Berichterstattung reflexartig von der jeweils anderen Seite als unglaublich geframt wird, je nachdem, in welche Agenda sie gerade nicht passt, die ein Richtig oder Falsch per se nicht zulässt.“ Sophie von der Tanns Waffe dagegen sei Transparenz. Sie sei mutig und unerschrocken, sagte Cukrowski.



Ihre klare Haltung ordne sich dem Anspruch der journalistischen Objektivität unter – dem Aufgeben der eigenen, persönlichen Perspektive zugunsten einer übergreifenden.

Cukrowski adressierte auch die Kritiker der Preisträgerin. „Immer wieder war sie hier in Deutschland, wie so viele ihrer Kolleginnen, mit dem typisch patriarchalen Gehabe konfrontiert, das versucht, höchstqualifizierte Journalistinnen wie von der Tann auf Alter und Aussehen zu reduzieren und ihr über diesen eingetretenen Pfad altbekannter Herabsetzungsversuche ihre berufliche Qualität schmälern zu wollen.“

Die Preisverleihung fand im Rahmen des gemeinsamen Studientages des Landesverbands Evangelische Frauen und des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau statt. Unter dem Titel „Wenn die Wahrheit auf der Strecke bleibt ...“ beschäftigte sich der Studientag mit Wahrheit, Desinformation und der Frage, wie Menschen und Institutionen mit einer zunehmend komplexen Informationswelt umgehen können.



Foto: Joachim Storch

v.l.n.r.: Anja Schwier-Weinrich (Geschäftsführende Pfarrerin), Ursula Schmidt (Vorsitzende), Sophie von der Tann (Preisträgerin), Gesine Cukrowski (Laudatorin) und Kathrin Reis (Vorstandsmitglied).



Hubertus Spill
Pfarrer
Bad Sooden-Allendorf

Da geht doch was

Die Erlebniskirche in Bad Sooden-Allendorf hat sich in den vergangenen Jahren zu einem der erfolgreichen kirchlichen Veranstaltungsformate im Werra-Meißner-Kreis entwickelt. Was als Versuch begann, Menschen über Musik, Kultur und kreative Gottesdienstformen neu für die Kirche zu begeistern, wird inzwischen weit über die Region hinaus wahrgenommen.

Dazu tragen viele Faktoren wie ein vielfältiges Programmprofil, eine gelingende Verbindung von Glauben und Kultur, ein außergewöhnlich engagiertes Team sowie die konsequente Weiterentwicklung des kirchlichen Angebots bei. So wird der Kantor seit Jahren vollständig über Spenden und freiwillige Unterstützung finanziert.

Auch in kulturelle Infrastruktur wurde eifrig investiert: Mit einem umfangreichen Jahresprogramm „Musik in der Kirche“, der Anschaffung einer neuen Orgel, dem dazugehörigen „Kirch- und Bibelgarten“ und dem integrierten Kirchencafé setzt die Kirchengemeinde bewusst auf eine Verbindung aus geistlichem Leben, künstlerischer Qualität und öffentlicher Kulturarbeit.

Als Kurstadt empfängt Bad Sooden-Allendorf jedes Jahr zahlreiche Menschen in Rehabilitations- und Vorsorgemaßnahmen. Viele von ihnen finden über die Erlebniskirche einen Zugang zu Gemeinschaft, Kultur und Glauben und berichten, dass die Angebote ihren Genesungs- und Erholungsprozess positiv begleiten. „Wir erleben immer wieder, dass Patientinnen und Patienten aus den Kurkliniken unsere Angebote besuchen und uns zurückmelden, wie gut ihnen Musik, Gemeinschaft und spirituelle Impulse während ihres Aufenthalts tun. Das ist für die Kirchengemeinde eine besonders wertvolle Rückmeldung“.

Diese Strategie erreicht die Menschen

Zahlen und Auswertungen zur Entwicklung der besonderen Kirche weisen diese Entwicklung aus: Von Januar bis Ende Juli 2026 wurden 8.263 Besuche gezählt. Gegenüber dem Vergleichszeitraum des Vorjahres bedeutet dies ein Wachstum von 20,4 Prozent.

Gleichzeitig stiegen die Spendeneinnahmen um 27,6 Prozent auf rund 24.406 Euro. Besonders bemerkenswert: Dieser Zuwachs wurde erreicht, obwohl im Vergleich zum Vorjahr sogar ein Gottesdienst weniger gefeiert wurde.





Die durchschnittliche Besucherzahl pro Gottesdienst stieg von 202 auf 250 Personen. Diese Auswertung basiert auf Besucherbefragungen, die direkt in den jeweiligen Gottesdiensten durchgeführt wurden. Dabei wurden Alter, Herkunft, Anfahrtswege, Gottesdienstbindung und Besucherzufriedenheit erfasst. Insgesamt konnten bis Ende Juli rund 1.500 Rückmeldungen ausgewertet werden.

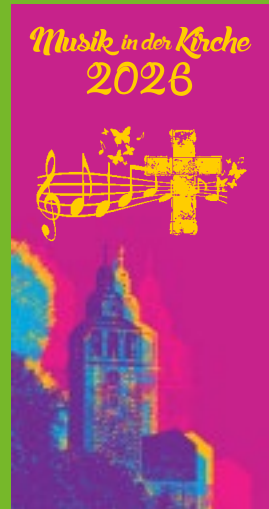
Die erfolgreichsten Gottesdienste 2026

- Schlagergottesdienst mit G.G. Anderson:
900 Besucher
- König der Löwen Gottesdienst:
737 Besucher
- Queen Gottesdienst:
598 Besucher
- Udo Jürgens Gottesdienst:
587 Besucher
- Konfirmationsgottesdienst:
509 Besucher

Besonders große regionale Strahlkraft entwickelten die musikalischen Formate: Familien- und Musicalformate erreichen deutlich jüngere Zielgruppen. Viele Besuchende nahmen Anfahrtswege von nahezu 30 Kilometern auf sich.

Die Zahlen zeigen, dass Menschen vom Glauben nicht nur hören möchten, sondern erleben wollen. Musik, Gemeinschaft, Kreativität und christliche Botschaft bilden dabei eine starke Verbindung.

Die Auswertung macht deutlich, dass die Erlebniskirche Menschen unterschiedlicher Generationen anspricht und weit über die Grenzen unserer Stadt hinauswirkt.



www.ev-kirche-bsa.de





Eugen Eckert
Pfarrer i.R.
Offenbach

Die Geschichte hinter dem Lied

Bewahre uns, Gott

Auch im November 1983 findet, wie immer montags, die Probe meiner Band Habakuk im Keller des Frankfurter Stadtjugendpfarramtes statt. Seit bereits acht Jahren begleiten wir als lokale Größe Gottesdienste und liturgische Nächte mit neuen geistlichen Liedern. Manchmal geben wir auch ein Konzert. An diesem Montag aber beginnt ein Paradigmenwechsel von lokaler hin zu bundesweiter Bekanntheit.

Unsere Leadsängerin Angi hatte ein Chorkonzert besucht und sich für ein spanisches Lied begeistert. Mit den Noten von „La paz del Señor“ kommt sie zur Probe und wünscht sich von mir einen deutschen Text. Die Musik sei absolut geeignet für den Abschluss unserer Veranstaltungen. Unseren Gitarristen Alejandro, aufgewachsen in Barcelona, bitte ich um eine Übersetzung des spanischen Textes. Schnell wird mir klar, dass ich eine gut singbare, wörtliche Übersetzung für unsere Arbeit nicht hinbekomme. Zu häufig sind dafür die Wortwiederholungen im spanischen Original:

*La paz del Señor, la paz del Señor,
la paz del Resucitado.
La paz del Señor, a ti y'a mi,
a todos als canzara.*

Da wir in der Band darin übereinstimmen, ein bewegendes Schlusslied zu brauchen, entschließe ich mich, zur Melodie von Anders Ruuth ein eigenständiges Gedicht zu schreiben, das vier zentrale biblische Segensmomente beinhaltet:

Die erste Strophe kreist um die Erzählung vom Exodus. Plötzlich und unerwartet aus Sklaverei befreit zu werden und in der Wüste nach dem Auszug mit Himmelsbrot und Wasser Rettung zu erfahren, ist der Beginn des Glaubens an Gott.

Die zweite Strophe nimmt den aaronitischen Segen auf, der durch die Jahrhunderte zum Schluss von Gottesdiensten gesprochen wird und Christen und Juden verbindet.

An die siebte Bitte des Vaterunsers knüpft die dritte Strophe an. „Und erlöse uns von dem Bösen“ bitten Menschen zu allen Zeiten, denen Böses widerfährt. Und mit dem Pfingstereignis, das von der Ausgießung des Heiligen Geistes erzählt, der Menschen sprach- und beziehungsfähig macht, endet das Lied mit der vierten Strophe.

Angi und auch die Band sind mit dem Text einverstanden. Und wir beginnen, unser neues Lied öffentlich zu singen. Zum Beispiel beim Kirchentag 1985 in Düsseldorf. Durch meine Freundschaft mit Luise Schottroff, der Professorin für Neutestamentliche Theologie in Mainz, wird die Band Habakuk beauftragt, die musikalische Gestaltung ihrer Bibelarbeiten zu übernehmen.





Auch Dorothee Sölle, die Schriftstellerin und Befreiungstheologin, ist für ein Mitwirken beim Kirchentag im Gespräch, wird vom Präsidium aber nicht nominiert. Verärgert über diese Ablehnung, entschließt sich Luise Schottroff, ihre drei Bibelarbeiten mit Dorothee Sölle zu teilen. Die Messehallen für diese Veranstaltungen platzen aus allen Nähten. 4.000 Menschen oder mehr kommen jeweils. Wegen Überfüllung werden die Türen geschlossen und Außenübertragungen installiert. Am Ende jeder Bibelarbeit, auch in den folgenden zwei Jahrzehnten gemeinsamer Veranstaltungen, singen wir mit allen Menschen „Bewahre uns, Gott“. Die Resonanz auf dieses Lied ist überwältigend. Durch unsere Liederzeitungen beginnt sich das Lied weiter zu verbreiten.

Diese Erfolgsgeschichte bleibt auch dem Frankfurter Propst Dr. Dieter Trautwein nicht verborgen. Er ist Teil der Kommission, die am Neuen Evangelischen Gesangbuch arbeitet, das in den hessischen Kirchen 1993 erscheinen soll. Da es keine große Auswahl an geeigneten Segensliedern gibt, schlägt Trautwein der Kommission „Bewahre uns, Gott“ vor. Wenig später erhalte ich EKD-Post aus Hannover. In ihr steht auch die Frage nach der Legitimation meines deutschen Textes zur Melodie aus Argentinien. Bislang habe ich darüber nicht nachgedacht. Die Aufnahme ins Gesangbuch aber ist abhängig von der Zustimmung durch Anders Ruuth, der Autor des spanischen Originals ist.

Meine Recherchen ergeben, dass Ruuth zunächst als Pfarrer der „Church of Sweden Aid“ nach Argentinien kam und nun als Theologieprofessor in Buenos Aires tätig ist. Ich finde seine Adresse heraus und schreibe ihn an, mit der Bitte um Zustimmung und Autorisierung meines deutschen Textes. Sein Antwortschreiben lässt nicht lange auf sich warten. „Dass meine kleine Melodie mit Ihrem deutschen Text so viele Menschen bewegt“, schreibt er, „freut mich von Herzen. Gerne stimme ich der gewünschten Verwendung zu“.

Jetzt interessiert mich auch der Entstehungskontext seines Originals. Und ich finde heraus, dass Anders Ruuth 1966 in Argentinien miterlebt, wie die schlechte Wirtschaftslage zum Putsch des Generalstabs und zur Errichtung einer Diktatur führt. Das Parlament wird aufgelöst. Parteien werden verboten. Schon bald bildet sich aus Arbeitern und Studierenden eine Opposition. Ab 1969 kommt es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. In diese historische Situation hinein schreibt Ruuth sein Friedenslied „La paz del Señor“: „Der Friede Gottes, der Friede des Auferstandenen sei mit dir und mit mir“. Und weil die Orgel in den Gemeinden Lateinamerikas eine untergeordnete Rolle spielt, entstehen neue Kirchenlieder dort so, dass sie sich gut mit der Gitarre begleiten lassen.

An jenem Montag im November 1983 beginnt ein Paradigmenwechsel für unsere Band Habakuk, die im vergangenen Jahr 2025 ihren 50. Geburtstag gefeiert hat, hin zu bundesweiter Bekanntheit. Das Lied „Bewahre uns, Gott“ ist mit der Zeit in alle aktuellen Gesangbücher der christlichen Kirchen im deutschsprachigen Raum eingewandert. Nach der Aufnahme 2013 in den Stammteil des katholischen Gesangbuches „Gotteslob“ zählt es zu den ökumenischen Liedern.

Meine evangelische Mutter und meinen katholischen Vater, samt der ursprünglich ungarn-deutschen Verwandtschaft, hätte es wahrscheinlich gefreut, von einem neuen Lied mit Brückenfunktion zwischen den Konfessionen zu wissen. Auf YouTube sind Einspielungen des Liedes in unterschiedlichen Besetzungen zu hören. Band- oder Orgelaufnahmen dominieren. Mit fast 900.000 Aufrufen aber erzielt die beeindruckende Aufnahme des Chores und Orchesters „Animato“ dabei die größte Wirkung. Und beeindruckend ist es auch, der Fülle von Kommentaren zu diesen Aufnahmen entnehmen zu können, welche Bedeutung das Lied „Bewahre uns, Gott“ für Menschen durch die Feste ihres Lebens bis hin zum Sterben hat.



Dierk Glitzenhirn
Studierendenpfarrer
Fulda

Werte schaffen Verbindung

Gespräch mit Prof. Dr. Karim Khakzar

Die Stadt Fulda ist unter dem Einfluss der Hochschule internationaler geworden. Finden die Fuldaer das gut?

Inzwischen kommen gut 30 Prozent der knapp 10.000 Studierenden aus dem Ausland zu uns. Das macht sich in Fulda mit seinen ca. 70.000 Bürgerinnen und Bürger bemerkbar. Der Campus ist dadurch deutlich diverser und bunter geworden. Davon profitieren wir alle enorm, insbesondere unsere deutschen Studierenden. Ich erlebe unsere internationalen Studierenden aber auch in der Stadt; hinter der Theke beim Bäcker, im Restaurant und natürlich nach dem Abschluss in den Unternehmen und Einrichtungen der Region. Die überwiegende Mehrheit der Fuldaer sehen darin in erster Linie eine Bereicherung für unsere Gesellschaft, aber leider nicht alle. Fremdenfeindlichkeit, Rechtspopulismus sowie Rechtsextremismus gibt es auch in Fulda.

Sie haben immer wieder den Anspruch geäußert, mit der international ausgerichteten Arbeit der Hochschule, dem Fachkräftemangel in Deutschland etwas entgegenzusetzen. Sehen Sie das im Rückblick eingelöst?

Schon heute würden viele Branchen wie das Gesundheitswesen oder die Gastronomie ohne unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger mit Migrationsbiographie nicht mehr funktionieren. Wenn die Baby-Boomer-Generation in den Ruhestand geht, wird sich der Fachkräftemangel in Zukunft noch deutlich verschärfen. Das gilt auch für unsere Region, wie man den Prognosen der IHK Fulda entnehmen kann. Eine Bildungseinrichtung wie die Hochschule Fulda, die jedes Jahr viele junge Menschen aus der ganzen Welt zum Studium in die Region zieht, ist das effektivste Mittel gegen den Fachkräftemangel. Die volle Wirkung wird sich erst in fünf bis zehn Jahren zeigen.

Sie verschweigen gegenüber den internationalen Studierenden nicht, dass sie in Deutschland und in der Region auch Rassismus und Fremdenfeindlichkeit erleben könnten. Zugleich ermutigen Sie dazu, die Bildungschancen und auch die Gelegenheit zu einem guten Leben zu ergreifen. Funktionierte die Hochschule als eine Coaching-Einrichtung zum Lernen für das Leben?

Gerade für die jungen internationalen Studierenden übernehmen wir als Hochschule eine wichtige Betreuungsverantwortung, die weit über die reine Funktion als Lehr- und Forschungseinrichtung hinausgeht. Die jungen Studierenden müssen neben den Herausforderungen eines akademischen Studiums auch das tägliche Leben in einer ihnen fremden Kultur und Umgebung weit weg von ihrem Zuhause und der Familie meistern und dabei in aller Regel auch noch den Lebensunterhalt finanzieren. Die Hochschule kann dabei nicht alle Probleme lösen, aber wir begleiten und betreuen unsere internationalen Studierenden mit vielen Angeboten in den Fachbereichen, in unserem International Office, in der Zentralen Studienberatung, im Hochschulsport, und auch in diversen Hochschulgruppen wie der Evangelischen Studierendengemeinde ESG. Unsere Absolventinnen und Absolventen bestätigen mir regelmäßig, wie sehr sie sich während ihrer Studienzeit als Persönlichkeit entwickeln konnten.

Sie haben als Hochschulpräsident immer wieder ihre deutsch-iranische Vita zum Thema gemacht. Den internationalen Studierenden haben Sie zur Begrüßung davon erzählt, wie Ihr Vater als Student ohne Sprachkenntnisse nach Deutschland kam. Dabei haben Sie die Liebesgeschichte Ihrer Eltern charmant geöffnet. Wie viele persönliche Erfahrungen haben Sie in Ihre Arbeit hineingegeben?

Ich habe als Kind und Jugendlicher mit meiner Familie mehrfach den Wohnort und damit meinen Lebensmittelpunkt zwischen Deutschland und dem Iran wechseln müssen, teils durch den Beruf meines Vaters, teils aus politischen Gründen. Daher kann ich ganz gut nachempfinden, was es bedeutet, eine vertraute Umgebung für einen Neustart in einem komplett fremden System zu verlassen. Die Geschichte meines Vaters erzähle ich immer mal, denn sie steht beispielhaft für die vielen Migrationsbiographien in Deutschland. Sie soll den Neankömmlingen Mut machen und Zuversicht geben. Und es klingt vielleicht glaubwürdiger, wenn ich von eigenen Erfahrungen und den Erfahrungen meiner Eltern berichte. In jedem Fall war es für mich eine wichtige Triebfeder, die Hochschule stärker für internationale Studieninteressierte zu öffnen, etwa durch eine Vielzahl englischsprachiger Studienangebote. Die internationalen Studierenden fordern von der Hochschule aber auch erhebliche, zusätzliche Betreuungsanstrengungen.

Sie fordern von den Studierenden, in der Hochschule Spannungen auszuhalten und sich über nationale und ideologische Grenzen hinweg zu verbinden. Sie äußern die Hoffnung, dass sich russische und ukrainische, israelische und palästinensische Studierende begegnen und die Konflikte ihrer Länder hinter sich lassen. Kann die Hochschule ein Gesellschaftslabor eines friedvolleren Zusammenlebens sein?

Davon bin ich überzeugt. Aus den persönlichen Begegnungen entstehen Freundschaften. Ausschlaggebend dafür ist der Mensch und die zugehörige Persönlichkeit. Das wiederum hilft Vorurteile, die in globalen Konflikten zwischen Völkern gepflegt und missbraucht werden, abzubauen. Insofern können die Begegnungen und freundschaftlichen Beziehungen von Studierenden aus über 100 verschiedenen Ländern auf dem Campus der Hochschule auch ein kleiner, aber wichtiger Beitrag zu mehr Völkerverständigung und einem friedlicheren Miteinander sein.

Wenn Sie jetzt in Ruhestand gehen, blicken Sie auf 22 Jahre in der Hochschulleitung zurück. Sie waren in der Zeit immer kirchlich verbunden und auch im Beirat der Evangelischen Studierendengemeinde präsent. Welche Rolle wünschen Sie sich von den Kirchen bei der Gestaltung des Lebensraums Hochschule und bei der Entwicklung einer offenen Gesellschaft?

Die Evangelische Studierendengemeinde bot stets einen Ort der Begegnung und Begleitung, des Austauschs und - bei Bedarf - der Unterstützung, unabhängig von der Konfession. Damit hat die ESG, ähnlich wie die Katholische Hochschulgemeinde auch, immer überproportional viele internationale Studierende angesprochen. Ich bin in meinem Elternhaus evangelisch erzogen worden, mein Vater wuchs mit dem Islam auf. Das hat mir immer wieder vor Augen geführt, dass es bei Religion und Kirche weder richtig noch falsch gibt. Im Zentrum stehen die Werte, für die wir stehen. Die Kirchen sollten gerade jungen Menschen ein wertebasiertes Fundament vermitteln und einen moralischen Kompass an die Hand geben. Nur so gelingt ein gutes und friedliches Miteinander in einer offenen Gesellschaft in einem freiheitlich demokratischen System.



Foto: Hochschule International Fulda

Die Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Fulda feierte 2024 ihr 50-jähriges Bestehen. Sie ist als Forschungsstandort mit acht Fachbereichen und über 50 Studiengängen etabliert. 2016 erhielt sie als erste Hochschule dieser Art das Promotionsrecht. Rund 4000 internationale Studierende (ein bundesweiter Spitzenwert) sind an der Hochschule Fulda eingeschrieben.

Prof. Dr. Karim Khakzar, *1960 Elektrotechniker und Professor im Fachbereich Angewandte Informatik
2008 bis 2026 Präsident der Hochschule Fulda (2004-2008 Vizepräsident)
2018 als „Hochschulmanager des Jahres“ von der Wochenzeitung „Die Zeit“ und dem Centrum für Hochschulentwicklung der Bertelsmann-Stiftung ausgezeichnet.

Peter Fischer

In dieser Rubrik befragt Wolfgang H. Weinrich regelmäßig Prominente aus den Bereichen Kultur, Politik, Wissenschaft, Sport oder Wirtschaft. Es sind Menschen, die im Gebiet der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau oder der Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck leben, arbeiten oder sich engagieren.

„Kunst, Kultur, Sport müssen unpolitisch sein“, „Sport ist zur Unterhaltung da und soll vom Alltag ablenken“ „Fußball ist die schönste Nebensache der Welt, aber nur eine Nebensache“- solche und ähnliche Aussagen sind von Zuschauer:innen und Fans zu hören. Inzwischen sind aber immer mehr Sportler:innen und Künstler:innen zu vernehmen, die ihre Meinung zur derzeitigen Politik öffentlich kundtun. Auch Sie haben sehr klar Stellung zum Umgang von Eintracht Frankfurt zur AfD bezogen. Warum und mit welchen Ergebnissen?

Wir sprechen im Sport von riesigen Reichweiten, die Vereine aber vor allem auch Sportler:innen und Sportler erzielen können. Für mich ist es unglaublich wichtig, dass wir unsere Stimme für demokratische Werte einsetzen und Haltung zeigen. Wir haben nicht ohne Grund diese Werte in unserer Vereinssatzung festgeschrieben. Ich habe mich 2018 öffentlich geäußert und mich in einem Interview positioniert – damals hat das für einen großen Aufschrei gesorgt, weil viele auch nicht verstanden haben, warum und wieso. Heute sehen wir das Warum sehr deutlich. Für mich ist eine demokratische Gesellschaft unerlässlich. Ich möchte in einer

Gesellschaft leben, die antirassistisch ist, die Toleranz gegenüber Herkunft hat, der Hautfarbe und Religion egal ist. Dafür habe ich damals sehr viel Hass und Hetze abbekommen, ich würde es aber jederzeit wieder tun – aus Überzeugung.

Manche Fußballstadien erinnern zuweilen an Schlachtfelder (siehe die Partie SV Waldhof gegen 1. FC Kaiserslautern im August 2026). Auch wenn es früher sogenannte Schlachtenbummler gab, was hat sich – Ihrer Einschätzung nach – verändert in den vergangenen Jahrzehnten?

Ich möchte es wahrlich nicht verteidigen, aber es sind keine neomodischen Erscheinungen. In den 80er Jahren entwickelte sich die Hooliganszene in Deutschland, in den folgenden Jahren und Jahrzehnten gab es hierzulande, aber auch bei der WM in Frankreich 1998 beispielsweise, schwere Ausschreitungen. Wir schauen aber heute ganz anders darauf, weil wir durch das Medienangebot auch mehr davon mitbekommen und es sich sicherlich auch verändert hat. Die Gesellschaft ist grundsätzlich im Wandel, Grenzen verschieben sich – das macht auch vor den Fußballstadien keinen Halt.

» Wir sind ein Verein mit 112 Nationen. Wir sind ein bunter Club und akzeptieren nur bunt. [...] Das ist das, was wir leben und umarmen. Wer das nicht lebt und umarmt, den schmeißen wir raus.«

Peter Fischer in seiner Abschiedsrede

Peter Fischer (* 14. März 1956 in Lich) ist ein deutscher Sportfunktionär und Unternehmer. Von 2000 bis 2024 war er Präsident von Eintracht Frankfurt.



In Frankfurt gibt es einen neuen Eintracht FanClub: „Juddebube“. Sie sind dort ebenfalls Mitglied. Wie wichtig ist dieser Club, nicht nur für die Stadt?

Grundsätzlich gehören Fanclubs zur DNA unserer Eintracht. Mittlerweile gibt es mehr als 1.000 offizielle EFC's, wie wir sie nennen. Sie sind diejenigen, die immer da sind. Egal, ob es gut oder schlecht läuft. Einige haben eine Tradition von

mehr als 50 Jahren. Über die „Juddebube“ freue ich mich besonders, da sie einen wichtigen Teil unserer Geschichte in die aktuelle Zeit tragen und sichtbar machen. In Zeiten wie diesen ist das ein unglaublich wichtiges Zeichen.



Foto: Eintracht Frankfurt

Miteinander?

Geselligkeit verliert an Bedeutung.

Die klassische Geselligkeit verliert für viele Menschen in Deutschland an Bedeutung.

Freund:innen zu treffen sei zwar weiterhin die wichtigste soziale Freizeitaktivität, ihr Wert ist jedoch gesunken, erklärt die Hamburger Stiftung für Zukunftsfragen aufgrund ihres neuen „Freizeit-Monitors“.

Nur noch 19 Prozent der 3.000 Befragten gaben an, sie seien regelmäßig mit Freund:innen unterwegs. Vor 40 Jahren waren es noch 37 Prozent.

Soziale Kontakte gehen heute stärker in planbare und digitale Formen über. Im Alltag dominieren Internet, Fernsehen, Musikhören und das Handy.

whw



Berliner Gastronomen bieten kostenfreie WC-Nutzung an

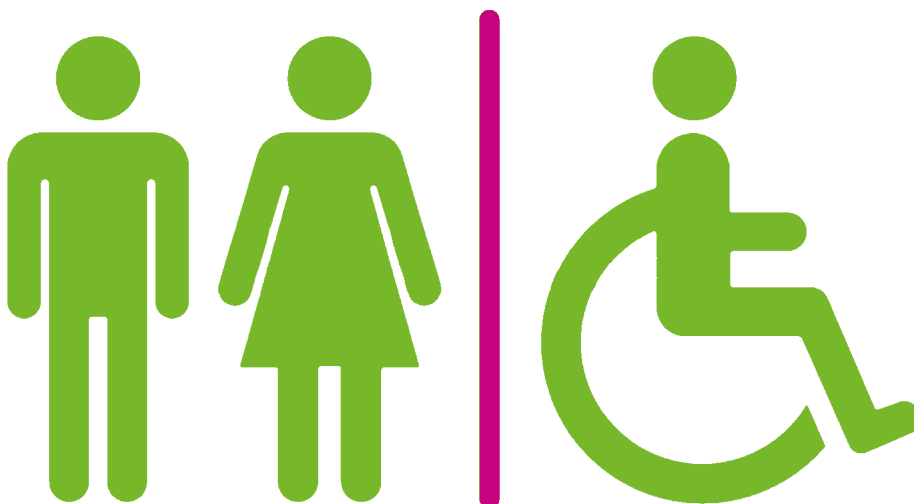
485 öffentliche Toiletten gibt es in Berlin. Doch was tun, wenn sich keine in unmittelbarer Nähe befindet? Die Senatsumweltverwaltung will mit dem neuen „WC-Kooperationsprogramm“ Abhilfe schaffen. Dafür arbeitet die Stadt mit Restaurants, Cafés und anderen Einrichtungen zusammen, die ihre Toiletten kostenfrei und ohne Konsumzwang für alle anbieten. Das Programm startete am 1. August.

Mindestens 140 Euro Aufwandspauschale

Betriebe, die teilnehmen, sind an einem gut sichtbaren Aufkleber am Eingang zu erkennen. Dieser informiert auch, ob die Toilette barrierefrei, geschlechtergetrennt oder unisex ist oder einen Wickeltisch hat.

Die 13 teilnehmenden Betriebe erhalten vom Land Berlin eine gestaffelte Aufwandspauschale. Für eine nicht barrierefreie Toilette werden monatlich 140 Euro gezahlt. Ist die Toilette barrierefrei, kommen 40 Euro dazu. Für einen Wickeltisch gibt es weitere 20 Euro, bietet der Betrieb kostenfreie Menstruationsprodukte an, nochmal fünf Euro. Zudem muss die Toilette mindestens 30 Stunden pro Woche zugänglich sein. Die Pilotphase läuft bis Ende 2027.

goodnews.eu



Es tut oft weh – Geschichten von Menschen in Kriegs- und Krisensituationen

Katrin Eigendorf ist internationale Sonderkorrespondentin des ZDF. Ihre Aufgabe: vertiefend Bericht zu erstatten über Konflikte und deren Folgen. Die Journalistin spricht mit den Taliban, begleitet ukrainische Soldaten an die Front, trifft sich mit mutigen Afghaninnen, die Mädchen in Untergrund-Schulen unterrichten. Ihre Arbeit beschreibt sie in ihrem Buch „Erzählen was ist“. Sie verknüpft dabei die Geschichten mit ihrem persönlichen Werdegang. Das macht sie besonders nahbar.

Katrin Eigendorf (geb. 1962) ist eine erfahrene Kriegsberichterstatterin. Viele werden sie verstärkt wahrgenommen haben, als sie monatelang über den russischen Angriffskrieg aus der Ukraine berichtete.

Eigendorf stammt aus Krefeld und ist die Erste in ihrer Familie, die studiert. Nach dem Abitur macht sie ein Praktikum bei einer Lokalredaktion, danach schreibt sie sich an der Uni Dortmund ein für den damals noch relativ neuen Studiengang Journalismus.

Mit einem Stipendium geht sie 1986 nach Paris. Dort trifft sie auf den Korrespondenten Ulrich Wickert, der sie gleich als Produzentin für einen Film über Migration nach Südfrankreich schickt.

In ihrer Diplomarbeit beschäftigt sie sich mit der Arbeit von Auslandskorrespondenten. Ihr damaliges Fazit gilt für sie noch immer: *„Es hängt entscheidend von der Sichtweise und den Einstellungen, von Sensibilität und Einfühlungsvermögen des Korrespondenten ab, welches Bild der Welt der Zuschauer vermittelt bekommt. Er prägt immer noch das Weltbild von Millionen, deren Einschätzungsvermögen und Vorurteile. Denn der Zuschauer erkennt nur selten, dass Berichte aus dem Ausland das individuelle Produkt eines Menschen und nicht das objektive Abbild der Realität sind. Hier wird die Macht des Korrespondenten deutlich.“*

Sie erzählt im Buch nicht nur Geschichten von Menschen in Krisensituationen, sondern setzt sich auch mit der Qualität von Journalismus auseinander. *„Ein guter Journalist ist jemand, der seine Perspektive reflektiert, Empathie zeigt und Verantwortung übernimmt. Ein guter Journalist ist ein professioneller Augenzeuge. Einer, der zeigt, was ist – und es überprüft, einordnet. Journalismus ist der Wahrheit verpflichtet, nicht der Objektivität, denn die gibt es nicht,“* schreibt sie. Guter Journalismus hat auch mit Rechtschreibung zu tun. Ärgerlich, dass im Titel des Buches ein Komma fehlt.

Katrin Eigendorf berichtet aus Israel von 2023 bis 2025. Sie war im Land kurz nach dem Angriff der Hamas auf Israel. Sie sieht das Leid der Israelis und das Leid der Palästinenser, macht einen Ausflug in die Neurowissenschaft. *„Muster wie Eskalation, der Ruf nach radikalen Maßnahmen oder die Entstehung von Feindbildern sind direkte Reaktionen des Nervensystems. Unter Bedrohung übernimmt das „Alarmzentrum“ unseres Gehirns – die Amygdala – die Kontrolle. Ihre evolutionäre Aufgabe ist es, unser Überleben zu sichern.“* Oberstes Ziel sei der Schutz der eigenen Gruppe. Je länger die Bedrohung, desto weniger Zugang gebe es zu neuen Perspektiven.



Kurz und knapp erklärt sie auch die Geschichte. Das Gebiet, auf dem der Staat Israel am 14. Mai 1948 gegründet wird, Palästina, sei damals bereits bewohnt. Ein UN-Teilungsplan für Palästina am 29.11.1947 ist die Grundlage für die Gründung des israelischen Staates – und es soll einen Staat Palästina geben. Jerusalem und Bethlehem sollen unter internationale Verwaltung gestellt werden. Die jüdische Seite stimmt zu, die arabischen Nachbarstaaten lehnen ab. Ein Bürgerkrieg beginnt. Zur Wahrheit der palästinensischen Tragödie gehöre auch, dass die Palästinenser nicht nur Opfer der israelischen Besatzung seien, sondern auch der politischen Interessen ihrer arabischen Nachbarn. Ägypten und Jordanien annektierten die verbliebenen Gebiete, keine arabische Armee marschierte je, um Palästinenser zu schützen. Und heute? Israel lasse keine Reporter in den Gazastreifen. Allein die Hamas bestimme, was die Welt von dort zu sehen bekommt.

Katrin Eigendorf reist nach dem Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 mit dem israelischen Regisseur Eviatar Monschaz durch Israel. Er fragt sich: „Mit wem möchte ich eigentlich zusammenleben? Vielleicht sollten Linke und Liberale einen Staat zusammen mit den Palästinensern gründen, die auch Frieden wollen?“

Sie macht keinen Hehl daraus, dass oft weh tut, was sie sieht. Sie könne die Geschichten nicht erzählen, wenn sie keine Verbindung mit Menschen eingehe, sich berühren lasse. *„Es sind nicht die Fakten und das, was ich sehe, allein. Es ist auch, was ich spüre: die Verzweiflung, den Willen, den Mut. Sich darauf einzulassen, kostet Kraft und Konzentration. Es sind intime Momente, in denen ich bereit sein muss, den Schmerz zuzulassen und mich verwundbar zu machen. All das auf Distanz zu halten, nicht mitzufühlen, würde für mich bedeuten, kein Mensch zu sein.“*

Katrin Eigendorf:
Erzählen was ist – Berichten am Limit in einer Zeit der Kriege
Fischer-Verlag 2026, 256 Seiten
ISBN 978-3103976991

Katrin Eigendorf hat mit ihrem Mann Jörg, auch ehemaliger Journalist, einige Jahre in Russland gelebt. Die beiden haben dort Freunde gefunden, das Land ist ihnen vertraut. Doch Russisch möchte Katrin Eigendorf heute nicht mehr sprechen, stattdessen hat sie Ukrainisch gelernt. Russland wirft sie eine neue Art der Informationskriegsführung vor, zum Beispiel mittels des Senders Russia Today. Dessen Ziel und das anderer russischer Medien sei es nicht, Menschen von einer Lüge zu überzeugen, sondern Misstrauen zu säen. Die russische Kriegstaktik erschüttere den Glauben an die Wahrheit.

In Demokratien lernen Journalist:innen, alle Seiten in einem Konflikt zu Wort kommen zu lassen. Das mache sich Russland zunutze. *„Wenn der Außenminister Sergej Lawrow die Massaker im ukrainischen Butsch 2022 als eine Inszenierung der ukrainischen Regierung bezeichnet, dann ist das aus Sicht einer westlichen Redaktion eine Perspektive, die abgebildet werden muss. Schließlich hat das ja der russische Außenminister gesagt“*, schreibt sie. Sie sei von russischer Seite der Lüge und Propaganda beschuldigt, als Kriegshetzerin und Berufslügnerin bezeichnet worden. Die Rückendeckung im eigenen Haus habe ihr lange gefehlt.

Im Gegenteil: Sie sei ermahnt worden, sie solle sich zurücknehmen, ihre Analysen und Reportagen seien einseitig, falsch und vorschnell, sie sei zu emotional. Der Chefredakteur habe das kritisiert, wofür sie acht Jahre später mit Preisen ausgezeichnet worden sei.

Gut, dass sie sich nicht hat beirren lassen. Dass sie weiterhin erzählt, was ist – in einer Zeit, in der vieles ins Wanken gerät. Gerade jetzt bräuchten Menschen Informationen. *„Wer informiert ist, lässt sich nicht so leicht manipulieren. Wer Zusammenhänge erkennt, erkennt Verantwortung. Und wer Verantwortung übernimmt, handelt – bevor es zu spät ist.“*



Foto: privat

Allgemeine Zuschriften:

Liebe Redaktion, danke für die aktuelle Ausgabe. Sie ist sehr gelungen! Herrn Böttners Andacht spricht an, die Darlegungen zu Lüge und Wahrheit sind hochaktuell und gut geschrieben, der Beitrag zur Einsamkeit macht nachdenklich und herausragend abgewogen sind die 4 Stimmen zum Ausstieg aus dem Beamtentum. Feuilleton-unterhaltsam sowie nachdenklich sind: Ein Blick in die Gedankenwelt der Oberstufenschüler:innen, das Lied zur Gerechtigkeit, die Buchempfehlung von Johannes Böttner und die vielen guten weiteren Hinweise. Hier hat sich eine Redaktion viele gute Gedanken gemacht. Die Rubrik Schattenseite und Lichtblick aber war der eigentliche Anlass zum Schreiben eines Leser:innen-briefes: Wenn eine Redaktion so eindeutig Haltung gegen Rechts und für die Ökodesignverordnung zeigt, dann habe ich Hoffnung auf eine Zukunft kirchlicher Prophetiefähigkeit. Danke für das Heft! Danke für das neue Design! Gottes Segen für Ihre Arbeit.

Katja Simon, Hofgeismar

Liebe Redaktion, hab gerade das „Magazin“ 4/26 gelesen. Viele gute Inhalte und interessante Informationen, super Layout, hab es zum Lesen an andere weitergegeben und sogar ein paar Mal beim Lesen gelacht. Also: das war richtig gut. Weiter so!

Hans-Joachim Greifenstein, Babenhausen

Zuschrift zu: „Lost in Transformation“ von Wolfgang H. Weinrich, Magazin 4/26

Selten stimme ich mit einer Meinung so überein, wie geschehen in der letzten Ausgabe des „Magazin“. Eine Strukturreform nach der anderen wird uns von „unserer“ Kirche präsentiert. Das Chaos durch Zusammenlegung von Gemeinden ist perfekt. Einige Gemeinden haben das „Entertainment“ entdeckt und wollen damit Kirchen und Gemeindehäuser füllen ... Die Zahl der Gottesdienstbesucher lichtet sich auffällig. Du hast Recht: „Menschen merken, wenn Aufbruch verkündet wird, während gleichzeitig Abbruch stattfindet“. Ich höre jetzt auf! Herzliche Grüße

Helmut Buchholz, Seeheim-Jugendheim

Meine Frau und ich haben in Bezug auf den Zustand unserer Kirche lange nichts Ähnliches gelesen, dem wir Satz für Satz zustimmen können. Wir sind im „System Kirche“ ja „nur“ noch Gemeindeglieder und wünschen uns von unserer Kirche Begleitung, Anregung, Stärkung, Gemeinschaft. Aber wir finden „Kirche“ nicht mehr! Kein Gemeindepfarrer, keine festen Zeiten oder Orte, eine besondere Form der Diaspora, des Lebens in der Zerstreuung für einzelne Menschen. Ich habe den Eindruck, dass wir uns nicht von der Kirche, sondern die Kirche sich von uns entfernt. Ihre Rolle in unserem Städtchen hat sich in den neun Jahren, die wir hier wohnen, beständig Richtung „Null“ entwickelt. Indem man sich auf ständige Änderung und sogenannte Anpassung der Strukturen konzentriert, beschleunigt man ihren Bedeutungsverlust, statt ihn aufzuhalten. Wir sind uns im Ärger und in der Enttäuschung einig. Schöner wäre es, wenn wir uns miteinander über erfreuliche Entwicklungen freuen könnten.

Hans E. Thomé, Zwingenberg

Zuschrift zu: „Wo bleibt die kirchliche Kulanz“ von Werner Böck. Magazin 4/26

Dranbleiben! Mit großem Interesse habe ich den Kommentar zum Zwangsteildienst in den 1990er Jahren gelesen. Ich bin selbst Betroffener und habe im Personalreferat auf Nachfrage dieselben abschlägigen Antworten bekommen. Ich selbst habe in der fraglichen Zeit sogar für einen kirchlichen Arbeitgeber, dem Medienhaus der EKH, auf Honorarbasis gearbeitet. Mir wurde gesagt, dass eine Anrechnung als ruhegehaltstfähige Zeit „wegen der fehlenden Sozialbeiträge“ nicht ginge.

Nun zahlt niemand gerne Geld, dass er nicht zahlen muss und verweist auf fehlende gesetzliche Grundlagen im eigenen Haus. Ich bin sehr froh, dass Kollege Böck seine Situation per Kommentar öffentlich gemacht hat. Ein Thema, dass den Jüngeren unter uns sicher nicht mehr so geläufig ist. Da besagte Pfarrgenerationen bald in den Ruhestand gehen ist es nicht ganz unwahrscheinlich, dass diese Themen aus der Anfangszeit unsrer verbeamteten Berufsbiografie „wieder hochkommen“. Damals sind durch die verfehlte kirchliche Personalpolitik viele Verletzungen entstanden. Es war von „Pfarrerschwemme“ die Rede.

Ganze Vikariatskurse waren betroffen. Im Falle meines Kurses war das Vorhaben, einen ganzen Kurs in einem neuen Assessment Center „auszusieben“, durch eine Klage vor dem KVG nicht erfolgreich. Nach der Sitzung in der uns ein OKR sagte, wir sollten uns doch Pfarrstellen in Finnland suchen, habe ich einen Hörsturz bekommen. All das ist lange her. Vor dem Hintergrund der heutigen Situation im Pfarrdienst (die Verbeamtung ist bald Geschichte) erscheint es geradezu grotesk. Die Zerknirschung von Kirchenleitenden, die ich bei diesem Thema immer wieder wahrgenommen habe, halte ich durchaus für glaubwürdig. Aber vielleicht reicht das ja nicht. Möglicherweise fehlt ein auch finanzielles Eingeständnis unserer Kirche in genau dieser Sache, welches mehr wäre als das und das Wunden heilen könnte. Eine Anerkennung könnte ein Ruhestandsleben angesichts steigender Kosten für Wohnen und Leben durchaus verbessern.

Richard Birke, Wiesbaden

Diese Erfahrungen mit der Kirchenleitung und den dort handelnden Personen ist wirklich enttäuschend. Ja, wir haben uns getäuscht, wir haben auf Ausgleich gehofft. Weil wir aus Solidarität gehandelt haben, dachten wir, es gäbe auch mal eine Solidaritätsbekundung und eine Anerkennung durch einen finanziellen Ausgleich - irgendwie. Das Ganze habe ich auch versucht. In mehreren Gesprächen ab 2018 war ich teils zusammen mit dem Pfarrerausschuss aktiv, um die Angelegenheit klären zu lassen. Durch Stellenwechsel, der erforderlich war, weil ich nicht in Offenbach und Frankfurt bleiben konnte und sollte nach der Auflösung des Dekanats Offenbach; dann Corona und alles, was damit zusammenhing. So kam es Anfang November 2021 zu einem Gespräch auf juristischer Ebene. Mein Eindruck von dem Gespräch war sehr positiv. Ich war verstanden worden. Ich wurde gefragt, ob ich mal überlegt hätte gegen die EKHN zu klagen. Ich habe erklärt, dass ich nur einen einzigen Arbeitgeber habe. Ich könnte ja nicht wechseln, wenn ich weiterhin in meinem Beruf arbeiten wollte.

Kurz diskutierten wir auch eine Lösung, die folgendermaßen hätte aussehen können. Zu Beginn meines Dienstes in der EKHN galt das Gesetz für acht Jahre. Darauf hatte ich mich eingelassen. Dann wurde das Gesetz verlängert und die fehlende Bewerbungsfähigkeit auf eine ganze Stelle trat deutlich zu Tage. Als ich dann nach dreizehn Jahren endlich die volle Bewerbungsfähigkeit zugesprochen bekam, habe ich trotzdem die Stellenteilung in Oberstedten weitergeführt - freiwillig. Somit hatte ich einen tatsächlichen „Zwangsteildienst“ von fünf Jahren. Die Idee, diese fünf Jahre anzurechnen als ob ich sie ganz gearbeitet hätte, hätte ich fair gefunden. Auf dieses Gespräch mit den Juristen folgten angeblich Diskussionen und Berechnungen. Eine Antwort bekam ich nicht. So habe ich einen Einspruch eingelegt. Das war Anfang November 2022. Gleichlautend habe ich dann im Februar bei der Ruhegehaltskasse Einspruch erhoben gegen die Berechnung und Zahlung des Ruhegehalts. Am 28.7.2023 bekam ich den Antwortbrief mit der Zurückweisung der Einsprüche von November und Februar von der Rechtsabteilung in Darmstadt.

Eva Reiß, Oberursel

Zuschrift zur Preisverleihung an Sophie von der Tann, Beitrag im Magazin 4/26

Trotz kritischer Vorbehalte anlässlich des Erscheinens der Pilot-Ausgabe von „Das Magazin“, lese ich in zwischen die Zeitschrift sehr gerne und mit Gewinn. Der Redaktion sei Dank. Da in der Breite über interessierende Themen berichtet wird, so natürlich auch über den Katharina-Zell-Preis der Evangelischen Frauen in Hessen. Dazu ein Zwischenruf. Ohne Frage ist Frau von der Tann eine engagierte und auch mutige Journalistin. Ihre Berichterstattung über den Israel-Palästina Konflikt, über Gaza und Hamas war und ist allerdings erschreckend einseitig und undifferenziert. Bei dieser außerordentlich komplexen Thematik lässt die Genannte immer wieder eine angemessene Betrachtung vermissen. Unerträglich wird es dann, wenn der 7.Oktober, diese Kriegserklärung der Hamas an Israel, gar keine Erwähnung mehr findet, ebenso wenig wie der Dauerterror der diversen „Proxys“ gegenüber dem jüdischen Staat. Dokumentationen der „Jüdischen Allgemeinen“ haben im Detail immer wieder aufgezeigt, dass Frau von der Tann eine Meisterin der Täter-Opfer-Umkehr ist. Sie wird dennoch mit etlichen Preisen ausgezeichnet, und ich frage mich, welches Klientel wird damit bedient und für wen ist das eine Steilvorlage, ja, was sagt das über die bedenkliche Stimmung im Land? Und warum fällt die Wahl der Evangelischen Frauen in Hessen nicht stattdessen auf Kathrin Eigendorf.

Matthias Loesch, Neu-Isenburg

Zuschrift zu: „Gedanken neu denken“ von Johannes Böttner, Magazin 4/26

Lieber Bruder i. C. Böttner, mit Freude habe ich Ihren Beitrag im MAGAZIN 4/26 gelesen. Sie greifen ein durchaus schwieriges Thema auf, das immer noch gern vergessen wird. Aber Deutschland wird weiterhin „schuldig“ bleiben, auch wenn wir längst nicht mehr persönlich betroffen sind. „Schuldig“ sind wir in dem Sinne gegenüber denen, die uns und nachfolgende Generationen fragen, wie konnte das damals passieren. Ich bin dem Fragenden die Erklärung schuldig im Sinne der Verantwortung als Deutscher.... Und das bleibt so. Insofern ist „Gedenken neu denken“ ein wichtiges Thema, das Sie so beschreiben, dass man Frau Siegert zustimmen möchte. Allerdings hätte ich ihr empfohlen, das zwanghafte „Muss“ im Titel lieber mit einer „Empfehlung“ zu verbinden. Viele Deutsche sind einem „Muss“ gegenüber sehr kritisch. Ihre Art, dem Buch näherzukommen, entspricht der Absicht wohl besser. Danke und weiter so.

Andreas Meyer-Stoll, Singlis

Zuschrift zum Christopher Street Day:

Ich wünsche mir nichts mehr, als ganz normal als schwuler Mann leben und lieben zu können wie andere auch. Aber genau das wird uns von ultra-konservativen Politikern wie der AfD und auch in vielen evangelikal-christlichen Kreisen nicht zugestanden oder gar in Abrede gestellt (zuletzt wieder deutlich mehr und stärker als noch vor 10 bis 15 Jahren). Deshalb ist es wichtig, zu zeigen, dass man da ist und genau dieses Recht hat wie andere auch.

Die andere Seite in mir ist sehr konservativ erzogen und ich habe mit den bunten Paradiesvögeln der Community selbst so einige Probleme (Fetische, Drag, Puppy-Masken, Transgender, Reduktion auf sexuelles Objekt...).

Dabei ist es einfach so, dass man ja vieles nicht versteht. Ich verstehe bis heute nicht, warum man als Mann als Frau leben will oder umgedreht, denn man wird niemals vollständig dem anderen Geschlecht angehören – allein wegen der möglichen Fortpflanzung. Aber ich verstehe ja auch nicht, was Männer an Frauen erregt. Das nicht zu verstehen, ist wohl ganz normal und unsere Aufgabe.

Man muss einfach lernen, dass jeder anders ist und sein darf und auch jeder und jede das Recht dazu hat. Ich muss da auch immer wieder über meine Denkweisen und Grenzen hinweg gehen! Oft sind Fetische und Masken und Übertreibung doch nur Hüllen, um die eigene Schwäche und Verletzlichkeit nicht zu zeigen! Und dann gibt es die Momente beim CSD, die mich immer umhauen, wenn ich z.B. junge Menschen sehe, die sich die Arme ritzen und sich selbst verletzen, weil sie sich minderwertig oder nicht geliebt fühlen (da möchte ich diese geschundene Seele einfach in den Arm nehmen, kann oder darf oder möchte es aber dann doch nicht).

Und dann sehe ich die Parallelen zu mir. Ich lasse mich auch immer wieder von anderen verletzen oder ausnutzen und verletze mich selbst, nur weil ich nicht alleine sein will, lieben und geliebt werden möchte oder mich wertgeschätzt fühlen möchte. Der CSD hilft (oft nur ein bisschen!), zu spüren, dass man nicht alleine ist (und genau deshalb ist es auch hilfreich, wenn andere sich zeigen und dazu stehen und somit auch Vorbilder oder Unterstützer sind).

Kirche kann da nur selten Wunden heilen oder Trost spenden. Manchmal kann dann Kirche nur da sein (wie bei Trauerfällen). Deshalb kommen Stationen im CSD-Gottesdienst immer gut an. Keine klugen Worte. Eine Kerze. Ein Stein. Ruhe. Stille. Gemeinschaft. Vielleicht der Slogan für die Kirche der Zukunft: Wir sind da, auch wenn die Kirche und die Welt kaputt ist!

Autor der Redaktion bekannt

Wider die Selbstverzweigung der EKHN

Im Oktober jährt sich zum 500. Mal die Homburger Synode. Während ihr wurden nach heftigen Debatten vor den Ohren des Landgrafen Philipp I., des Großmütigen, sieben Prinzipien beschlossen. Auf diesen Grundlagen wurde die Landgrafschaft Hessen reformatorisch neu strukturiert. Just zum Jubiläum hat die Kirchenleitung der EKHN mithilfe der Synode den Schlussstein ihres Transformationsprozesses (13. Synode Drucksache 50/25) gesetzt. Das ist mehr als bloße Geschichtsvergessenheit und Untreue zu den protestantischen Anfängen Hessens. Vielmehr stellt sie die in Homberg angestoßene und über Jahrhunderte im Konsens ausgeformte Kirchenordnung auf den Kopf.

Die *Notae ecclesiae* sind laut den approbierten drei Glaubensbekenntnissen: Eine heilige, katholische (=allgemeine) und apostolische Kirche. Das Haupt der geistlichen Kirche ist nach Martin Luther allein Christus.

Ihre sichtbaren Kennzeichen:

1. **Predigt des Evangeliums (durch öffentliches Predigtamt) und der Hausvater**
 2. **Beide Sakramente Taufe und Abendmahl.**
- Wo diese „signa“ sind, da ist Kirche.



Foto: pixabay.com

Nichts anderes lehren die *Confessio Augustana V und VII*, der *Heidelberger Katechismus* (Fragen 66 und 103), die *Barmer Theologische Erklärung III*, Dietrich Bonhoeffer und die *Leuenberger Konkordie*.

Die Homberger Synode 1526 hält die folgenden sieben Prinzipien der in Hessen zu organisierenden evangelischen Kirche fest:

1. **Das demokratische Prinzip von „unten nach oben“: Die Gemeinde ist die Grundlage der Kirche – nicht eine Kirchenverwaltung oder ein wie immer geartetes zentrales Steuerungsorgan „von oben nach unten“!**
2. **Das Freiwilligkeitsprinzip – nicht eine reglementierte Strukturreform, die von Verwaltungs- und Finanzfragen dominiert ist.**
3. **Das Unabhängigkeitsprinzip – zuallererst vom Staat, keine Überlegungen in voreilem Kurzschluss, etwa den öffentlich-rechtlichen Status der Gemeinde aufzugeben.**
4. **Das Uneigennützigkeitsprinzip – sich nicht primär um die eigene Zukunft zu sorgen!**
5. **Die Priorität der Wortverkündigung und der Glaubensschulung – von ihr ist überhaupt keine Rede mehr.**
6. **Die Unabhängigkeit (Freiheit) der Pfarrer:innen und des Pfarramtes statt sie in Verkündigungsteams mundtot zu machen. Das kommt einer Enthauptung und Entwertung des Pfarrstandes und seiner vollen Verantwortung für Verkündigung, Lehre und Leben gleich!**
7. **Die freie Pfarrwahl durch die Gemeinde – wird ausgehöhlt, indem die Zuweisung der Pfarrer:innen der Kirchenverwaltung überlassen wird und die Dekanate die Pfarrstellen verteilen.**



Dr. Ernst Fellechner
Pfarrer i.R.
Mainz

Zur Diskussion um das öffentlich-rechtliche Dienstverhältnis:

Zwar wird betont, dass man nicht den Beamtenstatus der Pfarrerinnen und Pfarrer zugunsten eines Angestellten-Status abschaffen wolle. Man wolle einen Grundsatzentscheid der EKD dazu abwarten. Andere Landeskirchen beschreiten diesen Weg bereits. Davor möchte ich warnen! Damit würde das gegenseitige Treueverhältnis aufgegeben; die Fürsorgepflicht des kirchlichen Arbeitgebers aufgeweicht; Fragen einer begrenzten Arbeitszeit diskutiert werden müssen, die eine verlässliche Präsenz nicht mehr sicherstellt; die geistliche Freiheit eingeschränkt; eine verantwortliche Gemeindeleitung erschwert und eine lebenslange Verlässlichkeit aufgegeben. Außerdem dürfte sich die prekäre Nachwuchssituation weiter verschärfen!

Wenn sich das öffentliche Erscheinungsbild der Kirche im Ausfallen und Zusammenlegen von Gottesdiensten, im Verkauf und der Umwidmung von Kirchen und Gemeindehäusern und in der Kaum-noch-Erreichbarkeit von Pfarrer:innen und Gemeindebüros einerseits sowie in Ad-hoc-Taufen in fließenden Gewässern oder Seen und Einfach-Heiraten im Riesenrad beim Johannisfest und anderen anbietenden Events (ohne seelsorgerliche Begleitung!) andererseits erschöpft, ist das nicht mehr meine Kirche! Das laute Schweigen zu Corona, das Ausbleiben von Denkschriften oder die Unfähigkeit der Kirchenleitung, ekklesiologisch und christologisch zu denken – spricht Bände...

Der gegenwärtige, sogenannte Reformprozess ist gekennzeichnet durch eine grundsätzliche und vorsätzliche Abkehr von allen theologischen und ekklesiologischen Überlegungen. Ich sehe nicht, dass man sich an die altkirchlichen Bekenntnisse, die *Confessio Augustana* und die *Barmer Thesen* hält, die in der Kirchenordnung (KO) im Grundartikel festgehalten werden.

In KO Art. 1 wird die Kirche Jesu Christi als durch Gottes Wort und Sakrament konstituiert benannt, Art. 2 betont die Wichtigkeit der gottesdienstlichen Versammlung. Durch die Ausdünnung der Predigtstellen, das Ausfallenlassen von Gottesdiensten in erreichbarer Nähe, vor allem im ländlichen Raum, und das Fehlen von leicht erreichbaren Seelsorger:innen bleiben die weniger werdenden Treuen und Alten auch aus! Stattdessen wird man mit Anrufbeantwortern und E-Mail-Adressen und einem unterbesetzten Gemeindebüro in einem dekanatsgroßen Nachbarschaftsraum abgespeist! Wen wundert es, wenn sich immer mehr Kirchenmitglieder fragen, wofür sie Kirchensteuer zahlen? Die Abstimmung mit den Füßen zu Freikirchen ist längst im Gange.

Die geistliche Leitung durch die Pröpste wird aufgegeben! Der Reformprozess ist diktiert aus der Perspektive der Verwaltung und Funktionalisierung, ausgelöst von Sparzwängen und Rationalisierungsgesichtspunkten. Er berücksichtigt in keiner Weise seelsorgerliche und diakonische Komplexe. Indem er den falschen Reformkurs



Dieser systematischen „Selbstzerstörung“ ist der entschiedene Widerstand aller notwendig entgegenzusetzen, denen Kirche und die Weitergabe des Glaubens noch etwas bedeuten!



» *Durch die Ausdünnung der Predigtstellen, das Ausfallenlassen von Gottesdiensten in erreichbarer Nähe – vor allem im ländlichen Raum – und das Fehlen von leicht erreichbaren Seelsorger:innen bleiben die weniger werdenden Treuen und Alten auch aus.* «

der Katholischen Kirche (der ein reiner Reduktionskurs ist) kopiert, führt er zum selben fatalen Ergebnis: Verlust der Nähe, Verlust des Gesichts, Entwidmung von Kirchen und weiterem Verlust an Mitgliedern.

Darin kann man nur eine Selbstverzweigung der Kirche und eine Abkehr von der Reformation sehen! Dieser systematischen Selbstzerstörung ist der entschiedene Widerstand aller notwendig entgegenzusetzen, denen Kirche und die Weitergabe des Glaubens noch etwas bedeuten!

Es gibt eine Menge an guten Vorschlägen, Modellen, Visionen, die mit unserer reformatorischen Geschichte besser kompatibel sind. Alle gehen vom Primat der Gemeinde aus, von Nähe, flachen Strukturen und einer Hierarchisierungsrelativierung. Andere Finanzierungsquellen (Kirchgeld) müssen bedacht werden. Vielleicht sollten wir aus den Erfahrungen der Kirchen in der damaligen DDR oder der wachsenden Christengemeinden in Asien und Afrika lernen. Warum werden stabile, lebendige und finanziell auskömmliche Gemeinden in Nachbarschaftsräumen mit labilen und kaum überlebensfähigen vermengt und zu Fusionen gezwungen?

Statt Gemeinden zu stärken, geistliche Fähigkeiten zu fördern, Best Practises zu belohnen und sie sich ihre eigenen Schwerpunkte setzen zu lassen, zwingt man örtlich willige Mitarbeiter:innen zu überörtlichen Sitzungs-marathons, in denen Ehrenamtliche über die Angelegenheiten einer 25 km entfernten Gemeinde entscheiden sollen – absurd! Dafür können und wollen Ehrenamtliche keine Verantwortung übernehmen.

Ein Kirchenhistoriker würde diese „Reformen“ Häresie verdächtig nennen. Eine Kirche, die sich zu ihren Wurzeln, zu Christus und dem Heiligen Geist bekennt, hat sich nicht damit abzufinden, sondern muss an der Basis Gleichgesonnene sammeln, die an Rekonstruktion und Aufbau der (kleineren) Kirche mitarbeiten wollen.

Der Verlust an Glaubwürdigkeit und Hoffnung außerhalb und innerhalb unserer Kirche, die Überforderung sowohl der Ehrenamtlichen wie der aktiven Pfarrschaft und ein unerträglicher Reformstress“ sind unübersehbar. Aber ein Innehalten allein genügt nicht. Vielmehr hätte es einer breiten grundlegenden Verständigung darüber bedurft, welches Ziel dieser angestoßene Prozess hat, welche Kernaufgaben die Kirche hat, und wer und was ihre Grundlagen sind. Solange das nicht klar ist und konsensual kommuniziert wird, werden wir entgegen unserem Auftrag kaputtsaniert.

Gegen diese Dekonstruktion der Kirche muss sich Widerstand der Gutwilligen und Gläubigen formieren. Denn die Zukunft der Kirche steht auf dem Spiel!





Christian Wiener

Pfarrer / Supervisor (DGfP)
Schwalbach

Klaus-Dieter Neander:
**Mediation im
palliativen Kontext**
Buchreihe:
Mensch und Medizin
127 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-8379-3478-6



Exakt in der Mitte seines Buches, am Ende des Kapitels „Über Haltung“, begründet der Autor, weshalb in der ersten Hälfte „... über so wichtige Dinge wie Sterben, Tod, Sinn und Trauer gesprochen wurde“ (S. 66): „Haltung setzt fachliche Kompetenz voraus, die sich dadurch auszeichnet, dass sich die helfende, Unterstützung anbietende Person mit diesen existenziellen Themen auseinandergesetzt hat.“ Die vorangegangenen Kapitel skizzieren diesen Kontext in knapper Form. Ausgangspunkt sind dabei die Logotherapie und das Menschenbild Viktor Frankls, dessen Gedanken immer wieder aufgegriffen werden.

Vieles mag aus der Perspektive der Seelsorge nicht neu sein, ist jedoch gewinnbringend aufbereitet, etwa die Auseinandersetzung mit dem seinerzeit wegweisenden, heute jedoch oft kritisch diskutierten Sterbephasenmodell von Elisabeth Kübler-Ross

sowie weiteren einschlägigen Ansätzen (S. 40 ff.). Bereits hier richtet Neander den Blick konsequent auf den Buchtitel, wenn er betont, dass „eine hohe Sensibilität gebraucht wird, existentielle Konflikte anzusprechen“, die – in Anlehnung an einen Gedanken aus der Traumatherapie – als „normale Reaktion auf nicht normale Erlebnisse zu verstehen sind“ (S. 49).

Im zweiten Teil des Buches widmet sich Neander der Mediation selbst. Dabei greift er Themen wie Elder Mediation, Selbstreflexion und Ethikberatung auf. Auf der Grundlage von Frankls Theorie entsteht ein schlüssiges Gesamtkonzept, das sich auch in pastoralpsychologischen Kontexten überzeugend umsetzen lässt. Am Beispiel einer Mediation zum assistierten Suizid macht Neander deutlich, dass es nicht um „eine ethisch-moralische Bewertung des Ansinnens“ gehe, sondern um die Frage, wie das Umfeld „mit dem Wunsch nach assistiertem Suizid“ umgeht (S. 113). Daraus eröffnen sich Handlungsräume, die Neander mit dem Konzept der „Entflechtungsmediation“ (S. 99; S. 114) verbindet. Zugleich wird deutlich, dass eine reflektierte ethische Standortbestimmung ebenso wie die anspruchsvolle Aufgabe, allparteilich und neutral zu agieren, zu dem Selbstverständnis von Mediator:innen gehören.



Ulrike Schmidt-Hesse

Pfarrerin i.R.
und Dekanin a.D.,
Darmstadt

Wolfgang Gern:
**Um Menschen-
würde und
Gerechtigkeit willen.
Ökumenische und
diakonische Impulse**
Leipzig 2026, 364 Seiten
ISBN 978-3-374-08186-8



Die Themen und Anliegen des Buches, das Vorträge, Beiträge in Publikationen und Predigten des Autors aus den Jahren 1990 bis 2025 versammelt, sind hoch aktuell. Was hält die Menschheit zusammen, lautet eine Leitfrage. Die Beiträge spiegeln interkulturelle, diakonische und internationale Erfahrungen des Autors - fruchtbar gemacht für ganz unterschiedliche Kontexte und Zielgruppen.

Mensch kann hier viel lernen über Entwicklungskonzeptionen oder Interkulturalität oder Bedingungen sozialen Friedens, über kontextuelle Theologien aus Asien, den „Blick von unten“ oder Positionen der Ökumenischen Bewegung.

Zwei Impulse finde ich für aktuelle Debatten in unseren Kirchen besonders wichtig: das Eintreten für soziale und wirtschaftliche Gerechtigkeit bei uns und weltweit und die Gemeinwesenorientierung kirchlicher Arbeit. Die Kraft unseres Zeugnisses, so Gern, entscheidet sich an unserer Mitleidenschaft.

Der Autor denkt Verschiedenes zusammen: Interkulturalität und Gerechtigkeit, Kirche und Diakonie, das Lokale und das Globale, Zivilgesellschaft und Politik, Offenheit und Werteorientierung, Schmerz und Hoffnung, Glaube und Liebe – und bringt dies in einer verständlichen, ansprechenden Sprache zum Ausdruck (Fünf der 34 Texte sind in Englisch).

Seine sozialetischen, politischen und kirchentheoretischen Überlegungen verankert er in der biblischen Botschaft und der theologischen Tradition, wobei Reformation und Ökumenische Bewegung eine besondere Rolle spielen. In diesen Wochen empfehle ich besonders den Beitrag „Der Schutz der Menschenwürde als Sinn der Demokratie“ und die Predigt „Sing of Light in the Midst of Darkness“.

Einladung zur öffentlichen Sitzung des Gesamtausschusses und der Mitgliederversammlung

Gemäß § 10 unserer Satzung lade ich Sie fristgerecht zur Sitzung ein:

**Donnerstag, 29. Oktober 2026,
von 10.00 bis ca. 13.30 Uhr**

VRK Geschäftsstelle, Kölnische Straße 108 – 112, 34119 Kassel

Gast: Rainer Obrock

Andacht mit Gedenken der Verstorbenen

Tagesordnung:

1. Begrüßung
2. Protokoll vom 11.06.2026
3. Entwurf der Satzung vom 11.06.2026 und Abstimmung
4. Infos zur Wahl der Vertrauenspersonen im Frühjahr 2027
5. Bericht des Vorstandes
6. Aus den Kirchenkreisen
7. Aussprache
- Pause -
8. Bericht aus den Gremien
9. Jahresrechnung 2025: Bericht der Kassenprüfer
10. Entlastung des Vorstands, des Kirchenkreisamtes Kirchhain-Marburg sowie der Jahresrechnung 2025
11. Beschluss des Haushalts 2027
12. Verschiedenes und Unvorhergesehenes

**Die Sitzung endet mit einem gemeinsamen Mittagessen
(Restaurant Ginko, Goethestraße 31, 34119 Kassel)**

Anmeldungen zur Teilnahme Sitzung / Essen bis zum 19.10.2026 an
Sekretariat Silke Manz, Tel. 0561 9378-1219 (Mo – Mi, 10 – 14 Uhr)
oder sekretariat.pfarrverein@ekkw.de

Ich freue mich auf unser Zusammensein und grüße herzlich,

Bettina von Haugwitz
(Vorsitzende)

Anpassung und Veränderung: Angekommen im 3. Jahrtausend!

Bei der Mitgliederversammlung steht ein wichtiger Schritt für die Zukunft unseres Pfarrvereins an: Beratung und Beschlussfassung über eine umfassend überarbeitete Satzung. Deshalb bitten wir Sie herzlich, diesen Termin wahrzunehmen und sich mit Ihren Erfahrungen, Fragen und Anregungen in die Diskussion einzubringen.

Die vorgeschlagenen Änderungen betreffen zum einen notwendige Anpassungen an die digitale Kommunikation und Verwaltung des Vereins. Diese Aktualisierungen waren seit Längerem überfällig und schaffen eine zeitgemäße Grundlage für unsere Arbeit. Darüber hinaus enthält der Entwurf inhaltliche Veränderungen, insbesondere zur Zusammensetzung des Vorstands und zur Rolle der Vertrauenspersonen. Auch sprachliche Aktualisierungen konnten nun endlich berücksichtigt werden, sodass die Satzung den aktuellen Anforderungen und einem zeitgemäßen Sprachgebrauch entspricht.

Eine eigens eingesetzte Arbeitsgruppe hat den Entwurf sorgfältig erarbeitet. Dieser wurde anschließend notariell geprüft und bewertet. Alle Mitglieder erhalten den vollständigen Satzungsentwurf zusammen mit der offiziellen Einladung etwa zwei Wochen vor der Mitgliederversammlung zur Kenntnisnahme und Vorbereitung.

Die anstehenden Entscheidungen werden die Arbeit unseres Vereins für die kommenden Jahre prägen. Umso wichtiger ist eine breite Beteiligung der Mitglieder. Zugleich möchten wir gemeinsam den Blick auf die Wahl der Vertrauenspersonen richten, die im Frühjahr 2027 stattfinden soll. Wir freuen uns auf angeregte Gespräche und konstruktive Beratungen!

Persönliche Nachrichten

Kurhessen-Waldeck

Geburtstage:

Oktober:

Ernst Blumenstein, 65 Jahre
Anita Magdanz, 75 Jahre
Ute Merkel, 85 Jahre
Gisela Müller, 88 Jahre
Hans Karl Schmidt, 86 Jahre
Waltraud Ullrich, 85 Jahre
Ingrid Weiß, 90 Jahre
Arno Wilke, 65 Jahre

November:

Heike Bausch, 70 Jahre
Gotthelf Eisenberg, 88 Jahre
Wilhelm Heermann, 90 Jahre
Ursula Hörnlein, 86 Jahre
Karl Hupfeld, 92 Jahre
Rudolf Jockel, 85 Jahre
Thomas Kraft, 60 Jahre
Friedhelm Kupfernagel, 95 Jahre
Gerd Margraf, 88 Jahre
Marie Luise Margraf, 87 Jahre
Hilda Wittekindt, 85 Jahre

Verstorbene:

Elisabeth Siltz, 21.06.2026, 94 Jahre

Hessen-Nassau

Ordinationsjubiläen:

August:

Thomas Posern, 40 Jahre
Ernst-Werner Knöß, 40 Jahre
Dieter Lindheimer, 50 Jahre

September:

Matthias Kolland, 40 Jahre
Mechthild Dietrich-Milk, 40 Jahre
Konrad Rampelt, 40 Jahre
Elke Voigt, 40 Jahre
Klaus Pfitzner, 60 Jahre
Hans Hipp, 72 Jahre

Oktober:

Hans Dieter Zepf, 50 Jahre
Hans Gustav Treplin, 65 Jahre

November:

Helgrid Neisel, 50 Jahre

Geburtstage:

August:

Maria Ricarda Wachter, 30 Jahre
Saskia Awad, 35 Jahre
Jutta Reimers-Gruhn, 60 Jahre
Angelika Mühlmeier, 70 Jahre
Horst Gerstenberg, 80 Jahre
Rolf Niemz, 86 Jahre
Bernd Wangerin, 86 Jahre
Dieter Ruhland, 89 Jahre
Runfried Schuster, 90 Jahre
Adolf Ludwig, 90 Jahre
Johannes Mingo, 91 Jahre
Hans Blum, 91 Jahre
Otto Dettmering, 94 Jahre

September:

Annabell Ulrich, 35 Jahre
Michèle Siegl-Guyot, 35 Jahre
Mareike Mauch, 35 Jahre
Philipp Hendrik Raekow, 40 Jahre
Paulfried Spies, 80 Jahre
Robert Cachandt, 85 Jahre
Wilfried Beck, 89 Jahre
Hartmut Clotz, 94 Jahre
Hans-Horst Zeller, 94 Jahre
Dieter Michaelis, 96 Jahre

Oktober:

Carolin Sonntag, 30 Jahre
Tobias Vonderlehr, 45 Jahre
Ursula Buchberger, 70 Jahre
Rolf Klingmann, 80 Jahre
Paul-Reinhard Geiß, 80 Jahre
Ernst Ludwig Fellechner, 80 Jahre
Michael Röhrig, 85 Jahre
Hans Günter Simon, 85 Jahre
Hans Dieter Zepf, 86 Jahre
Gerd Decke, 86 Jahre
Jürgen Meier-Wilms, 86 Jahre
Eberhard Poetter, 88 Jahre
Hella Drommeshauser, 89 Jahre

November:

Christina Schnepel, 55 Jahre
Bernd Apel, 70 Jahre
Dieter Frey, 80 Jahre
Klaus Kappesser, 86 Jahre
Klaus Pfitzner, 89 Jahre
Willi Hartkopf, 91 Jahre
Helgrid Neisel, 95 Jahre
Dieter Eitel, 98 Jahre

Verstorbene:

Heinrich Meyer, 29.06.2026, 90 Jahre

Neue Mitglieder:

Mona Merz
Felix Stütz

Falls Sie Ihren Namen hier vermissen,
fehlt uns vermutlich Ihre Einverständ-
niserklärung zum Datenschutz. Bitte
reichen Sie diese dann nach.

Lothar Grigat ist tot

Mit großer Dankbarkeit und Trauer nehmen wir Abschied von Dekan i.R. Lothar Grigat, der am 1. Juni 2026 im Alter von 80 Jahren verstorben ist. Mit ihm verliert die Kirche einen Menschen, der über Jahrzehnte hinweg Verantwortung übernommen und das Miteinander von Pfarrerinnen und Pfarrern in Kurhessen-Waldeck und weit darüber hinaus nachhaltig geprägt hat.

Schon während seines Vikariats fand Lothar Grigat den Weg in die Arbeit des Pfarrvereins. Aus ersten Kontakten erwuchs ein außergewöhnliches ehrenamtliches Engagement. Seit 1972 war er als Vertrauensmann tätig, seit 1977 gehörte er dem Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck an. Von 2000 bis 2011 führte er den Verein als Vorsitzender. Gleichzeitig wirkte er über viele Jahre im Vorstand des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland mit, zuletzt als stellvertretender Vorsitzender.

Darüber hinaus brachte er seine Erfahrungen in zahlreiche kirchliche Gremien ein: im Hessischen Pfarrblatt, im Pfarrerausschuss, in der Dienstrechtlichen Kommission der EKD und in vielen weiteren Aufgabenfeldern. Sein Rat war geschätzt, sein Urteil fundiert, seine Verlässlichkeit beispielhaft. Wer Lothar Grigat begegnete, erlebte einen humorvollen, besonnenen und zugewandten Menschen. Er hörte aufmerksam zu, dachte mit und bewahrte auch in schwierigen Situationen Ruhe und Gelassenheit. Offen für Veränderungen und zugleich fest in seinem Glauben verwurzelt, setzte er sich mit großer Überzeugung für die Belange seiner Kolleginnen und Kollegen ein.

Auch nach seinem Eintritt in den Ruhestand blieb er dem Pfarrverein und dem Verband eng verbunden. Sein Engagement, seine Erfahrung und seine menschliche Wärme prägten die gemeinsame Arbeit.

Wir erinnern uns an einen klugen und besonnenen Pfarrkollegen, der seine Verantwortung stets mit Gelassenheit und menschlicher Wärme wahrgenommen hat. Im Vorstand unseres Vereins wird er uns sehr fehlen. Unser besonderes Mitgefühl gilt seiner Frau Kirsten, mit der er 58 Jahre verheiratet war, und den gemeinsamen Söhnen Claudius und Nikolas mit ihren Familien.

*Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit,
das eine von dem andern zu unterscheiden.*

Bettina von Haugwitz
Vorsitzende Pfarrverein EKKW



Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen
wird herausgegeben vom Pfarrerinnen- und Pfarrerverein
in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau e.V.,
Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. 069 471820,
info@pfarrverein-ekhn.de, www.pfarrverein-ekhn.de
und dem Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V.,
Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. 0561 9378-1219,
sekretariat.pfarrverein@ekkw.de, www.ekkw.de/pfarrverein

*Das Magazin für evangelische Pfarrer:innen erscheint
zweimonatlich und ist für Mitglieder kostenlos.*

Redaktion: Wolfgang H. Weinrich (verantwortlich) / Sabine
Gaßmann (Ass.) / Johannes Böttner / Dierk Glitzenhirn / Svenja
Prust / Achim Ritz / Andrea Seeger / Dr. Dieter Schneberger

Redaktionsadresse: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt,
Telefon 069 471820, redaktion@pfarrverein-ekhn.de

Layout/Satz: Markus Jöckel · pear-design.net
Druck: Lautertal-Druck Franz Bönsel GmbH
Auflage 3.300 Exemplare, ISSN – 0941 – 5475

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die
Redaktion behält sich vor, Beiträge, Leser:innen-Briefe etc. nicht zu publizieren
oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Au-
tor:innen wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den
namentlich gekennzeichneten Beiträgen wird keine Gewährleistung oder Haftung
übernommen. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Titelfoto: Studioportosabbia · 10404350 · dreamstime.com

Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe: 23.10.2026

Impressum



pfarrverein-ekhn.de



ekkw.de/pfarrverein

Flügel
Füße



Füße, wofür habe ich euch,
wenn ich Flügel zum Fliegen habe?

Frida Kahlo